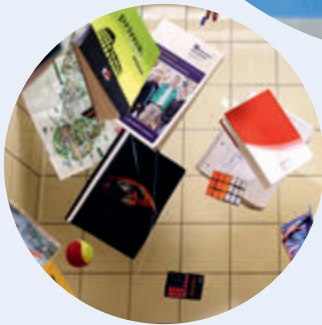


zeitzeichen

Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft



9



Schulen unter Druck

Wie Lernen wieder Freude machen kann

Sexualisierte Gewalt verhindern KERSTIN CLAUS

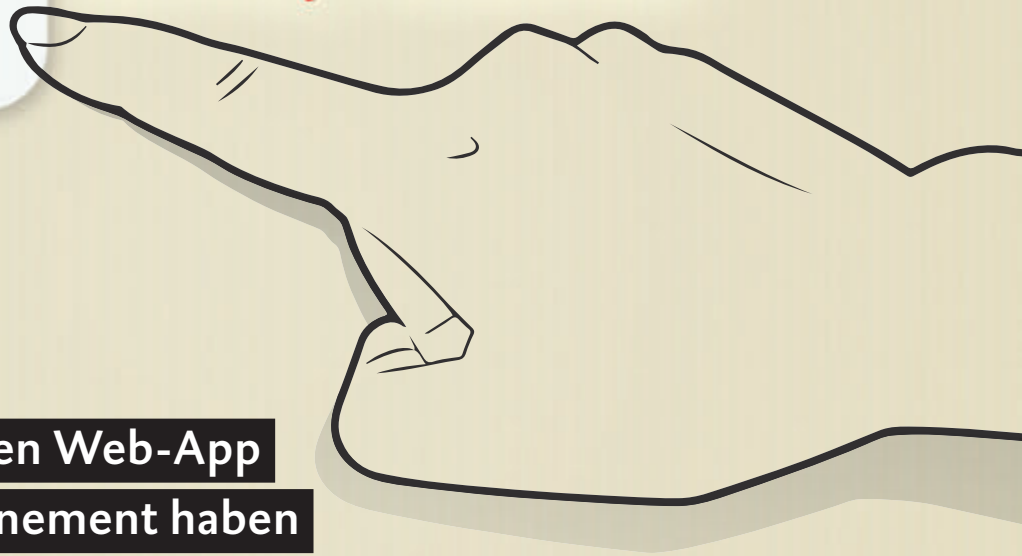
Antisemitismus an Universitäten ALEXANDRA BANDL

Tracy Chapman und die Religion UWE BIRNSTEIN



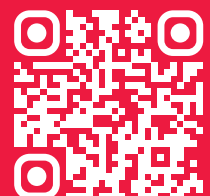


ack, zack!



**Mit unserer neuen Web-App
und Ihrem Abonnement haben
Sie den schnellsten Zugang:**

- _ zur aktuellen Ausgabe im Netz,
- _ zum PDF der Print-Ausgabe,
- _ zum „z(w)eitzeichen“ mit zusätzlichen aktuellen Kolumnen,
Kommentaren und anderen Texten
- _ und dem kompletten Online-Archiv.



Herausgegeben von

Heinrich Bedford-Strohm
 Rita Famos
 Isolde Karle
 Friederike Krippner
 Annette Kurschus
 Bettina Limperg
 Ralf Meister
 Friederike Nüssel
 Rüdiger Schuch
 Christiane Tietz
 Friedhelm Wachs
 Olaf Zimmermann



Liebe Leserin, lieber Leser,

UBSKM – das ist schon als Abkürzung ein sperriger Name. Und was dieses Kürzel bezeichnet, berührt ein Feld, dem die Gesellschaft am liebsten ausweichen würde. USBKM bedeutet ausgeschrieben: „Unabhängige Beauftragte für Fragen des sexuellen Kindesmissbrauchs“. Kerstin Claus ist seit zweieinhalb Jahren die USBKM der Bundesregierung. Sie schaut hin, wo niemand gerne hinschaut, auf die massenhafte und andauernde sexualisierte Gewalt an Kindern und Jugendlichen in unserer Gesellschaft.

Wir schauen bei diesem Thema ebenso wenig weg und haben deshalb Kerstin Claus interviewt – sechs Jahre nach Veröffentlichung der MHG-Studie über sexualisierte Gewalt in der katholischen Kirche, ein Dreivierteljahr nach der ForuM-Studie über diese Verbrechen in den evangelischen Landeskirchen. Das Interview mit Kerstin Claus finden Sie ab Seite 8.

Unser Schwerpunkt (ab Seite 24) dreht sich ebenfalls um Kinder und Jugendliche, nämlich um ihr Wohl und Weh in den Schulen Deutschlands. Das Weh ist seit vielen Jahren ein Dauerthema in der öffentlichen Diskussion, denn es gibt sehr viele Baustellen auf diesem Zukunftsfeld. Aber wir wollen es nicht dabei belassen, sondern zeigen auch, wo es in deutschen Schulen gut läuft, nicht zuletzt bei einigen in evangelischer Trägerschaft.

Wenn die Schulferien nun langsam in allen Bundesländern enden und der Alltag auch die Schülerinnen und Schüler bald wieder hat, wünsche ich Ihnen, um es mit einer anderen Abkürzung, allerdings aus der Internet- und Jugendsprache, zu sagen, IRL (in real life) eine gute Lektüre und eine gute Zeit!

Philipp Gessler



Foto: dpa

15

Der § 218 StGB und die Lebenswelt

Eine Reform der gesetzlichen Regelung zum Schwangerschaftsabbruch steht im Raum. Unsere Autorinnen Ruth Denkhaus, Lea Chilian und Sarah Jäger fordern, dass die Stimmen der Betroffenen in der Debatte größeren Raum bekommen.

GESELLSCHAFT

- 8 GESPRÄCH MIT KERSTIN CLAUS
„Ich erwarte transparente Entscheidungen“
- 12 ALEXANDRA BANDL
Antiisraelische Proteste an amerikanischen Universitäten

KOMMENTAR

- 11 REINHARD MAWICK
Missbrauch und EKD

POLITIK

- 15 RUTH DENKHAUS/LEA CHILIAN/SARAH JÄGER
§ 218 StGB und die Lebenswelt
- 19 DAGMAR HELLER
Drohkulisse aus Aserbaidschan

KOLUMNE

- 22 RITA FAMOS
Das schweizerische Schulwesen

Titelseite:

Fotos: picture alliance

Gestaltung: Christiane Dunkel-Koberg

Schule unter Druck

Lehrermangel, schlechte Ausstattung, kaputte Gebäude und vor allem eine Schülerschaft, die unter wachsenden gesellschaftlichen Krisen leidet – die Probleme an unseren Schulen sind groß. Warum kommt die Schule auch ein Vierteljahrhundert nach dem PISA-Schock nicht aus dem Krisenmodus? Wie könnte es besser gehen? Läuft es an evangelischen Schulen anders?

Foto: dpa



24

STÖRFALL

- 23 MARLIES PRINZ
Gegen eine Kirche zum Fürchten

SCHULE

- 26 ANDREAS MEIER/KLAUS BECKMANN/PETER SCHULTZE
Allein vor der Klasse
- 29 CHRISTIAN FÜLLER
Krise in der Bildung
- 32 ANDREA PREUSSKER/DANA TEGGE
Innovative Konzepte
- 35 STEPHAN KOSCH
Evangelische Schulen
- 38 GESPRÄCH MIT OLAF KÖLLER
„Dem System ist die Puste ausgegangen“

THEOLOGIE

- 42 CONSTANTIN GRÖHN
KI und die Theologie

KIRCHE

- 45 ADELHEID VON HAUFF
Die Liederdichterin Hedwig von Redern

DAS PROJEKT

- 48 WOLFGANG-MICHAEL KLEIN
Evangelikale und die Bibel



Foto: dpa

42

Wie nachhaltig ist KI?

Künstliche Intelligenz (KI) kann beim Sparen von Energie und anderen Ressourcen helfen, gleichzeitig verbrauchen die dafür nötigen Rechenzentren viel Strom und Wasser. Ist KI also Teil des Problems oder der Lösung? Constantin Gröhn vom Kirchlichen Dienst in der Arbeitswelt der Nordkirche ist dieser Frage nachgegangen.

56 Die Macht der Musik

Kaum eine andere Stadt der USA spiegelt das Schicksal der Schwarzen in Amerika so klar wie Memphis am Mississippi und immer war Musik dabei ein entscheidendes Ausdrucksmittel. Eine Reportage von Isa Hoffinger über eine magische Stadt – auf der Suche nach Martin Luther Kings Traum.



Foto: dpa

KULTUR

- 50 UWE BIRNSTEIN
Tracy Chapman und die Religion

REPORTAGE

- 56 ISA HOFFINGER
Memphis am Mississippi

REZENSIONEN

Musik

- 61 REINHARD MAWICK
Brahms: Gesamtwerk für Orgel &
Briefe an Clara Schumann
- 61 UDO FEIST
SML: Small Medium Large

Hörbuch

- 62 ANGELIKA HORNIG
Georg Forster: Reise um die Welt

Bücher

- 62 SEBASTIAN KRANICH
Marina Weisband: Die neue Schule
der Demokratie
- 63 THORSTEN DIETZ
Andreas Malessa: Und das soll
man glauben?

- 63 ROLF WISCHNATH
Okko Herlyn: Taufe. Ich sage ja
- 64 ROLAND MARKUS LEHMANN
Justus Geilhufe (Hg.): Das Leben suchen
- 65 JOHANN HINRICH CLAUSSEN
Henning Luther: Leben als Fragment
- 66 WERNER THIEDE
Simone Ziermann (Hg.): Apokalypse –
ja bitte?
- 67 STEFFEN MERLE
Johanna Possinger (und andere):
Familien gefragt
- 67 UDO FEIST
John Niven: O Brother

- | | |
|----------------|--------------------|
| 66 Autoren | 6 Magazin |
| 64 Buchtipps | 73 Notabene |
| 3 Editorial | 71 Notizen |
| 69 Filmtipps | 70 Personen |
| 67 Impressum | 73 Punktum |
| 54 Klartext | 73 Veranstaltungen |
| 72 Kulturtour | 74 Vorschau |
| 53 Leserbriefe | |



Foto: EK&O

Garnisonkirche Potsdam eröffnet

Seit Ende August steht der wiederaufgebaute Turm der Garnisonkirche in Potsdam als Erinnerungs-, Kultur- und Bildungsort sowie als neue touristische Attraktion allen Besucherinnen und Besuchern offen. Zu den Angeboten gehören eine Ausstellung zur Geschichte des Ortes, vielfältige Veranstaltungen und die barrierefreie Aussichtsplattform „Potsdam Panorama“ in 57 Metern Höhe. Christian Stäblein, Bischof der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz und Vorsitzender des Kuratoriums der Stiftung Garnisonkirche Potsdam, erklärte, man wolle mit den Angeboten in der Nagelkreuzkapelle, den Bildungsräumen und der Ausstellung Diskursräume öffnen, Wissen vermitteln und so die Demokratie stärken. Der Wiederaufbau ist umstritten: Zwar fand hier der „Tag von Potsdam“ statt, der das NS-Regime feierte, aber auch Widerstandskämpfer gegen Hitler waren Mitglieder dieser Kirche.

Social Media und ich

Mit ihrer zweiten Ausstellung „BE.LIKE.ME. Social Media und ich“ thematisiert die Stiftung Welt der Versuchungen noch bis zum 31. Oktober das Alltagsphänomen Social Media. Seit den 2000er-Jahren boomen Social Media Apps – nahezu jede und jeder hat irgendwo ein Profil, stellt Posts, Bilder und Videos online und kommentiert die der anderen rege. Im Smartphone-Zeitalter durchdringen sie uns individuell und gesellschaftlich, beruflich und privat. Egal wo, und immer: jetzt. Die Veranstalter der Ausstellung erläutern: „Dass uns diese veränderten Lebensgewohnheiten einerseits Chancen bieten, andererseits aber auch mental, körperlich und persönlichkeitsrechtlich viel abverlangen, ist das eine. Doch dazu können sie auch suchtartiges Verhalten fördern.“ Die Ausstellung werde dieses Spannungsfeld interaktiv und partizipativ an der Schnittstelle zwischen Kunst und Wissenschaft in den Fokus nehmen. Außerdem geht es unter anderem um die Frage: Wo ist der Kipppunkt hin zu suchtartigem Verhalten beim Nutzen der Social Media? Weitere Informationen unter: www.welt-der-versuchungen.de/de

Herrnhuter Brüdergemeine wird Welterbe

Die Siedlungen der Herrnhuter Brüdergemeine sind zum Weltkulturerbe ernannt worden. Gemeinsam mit dem bereits 2015 ausgezeichneten Christiansfeld in Dänemark sind die Bauwerke der evangelischen Glaubensgemeinschaft in Ostsachsen nun Teil des Menschheitserbes, wie das UNESCO-Welterbekomitee in Neu-Delhi entschied. Die neu geschaffene transnationale Welterbestätte umfasst zudem Siedlungen der Brüdergemeine im US-amerikanischen Bethlehem in Pennsylvania und im nordirischen Gracehill. Damit stehen künftig 53 Stätten in Deutschland auf der Welterbeliste, weltweit sind es mehr als 1100. Die Präsidentin der Deutschen UNESCO-Kommission, Maria Böhmer, nannte es ein „starkes Zeichen“, dass sich vier Staaten gemeinsam für die Auszeichnung der Herrnhuter Siedlungen eingesetzt haben. Stammsitz der 1722 gegründeten evangelischen Freikirche ist die Stadt Herrnhut in der Oberlausitz. Bekannt ist sie unter anderem durch den Herrnhuter Weihnachtsstern. Weltweit entstanden mehr als 30 Siedlungen durch die Missionstätigkeit der Herrnhuter Brüdergemeine.



Foto: picture alliance/imageBROKER

Hungersnot im Sudan

UNICEF hat die internationale Gemeinschaft aufgefordert, die Hungersnot im Sudan stärker in den Blick zu nehmen. Es müsse schnell mehr Geld von Regierungen und privaten Spendern mobilisiert werden, um unter anderem Lebensmittel, Zusatznahrung für ausgezehrtete Kinder und Medikamente in das Land zu bringen, teilte das deutsche Komitee des UN-Kinderhilfswerks in Köln mit. Die Verzweiflung der Menschen finde „im Schatten anderer Krisen und Themen kaum Aufmerksamkeit“, erklärte Geschäftsführer Christian Schneider. In einer vom Netzwerk IPC („Integrated Food Security Phase Classification“) veröffentlichten Analyse war eine Hungersnot für das Vertriebenencamp Zamzam im Norden der Krisenregion Darfur bestätigt worden. Dort haben etwa 500 000 Menschen vor dem Krieg zwischen der Armee und den paramilitärischen RSF-Milizen Zuflucht gefunden.

Foto: Internationale Jugendbibliothek/Walter Trier



2 000 Kehlen für Musical gesucht

Ein großes Mitsing-Projekt zum Leben und Wirken Martin Luther Kings kommt nach Berlin: Das Herzstück des Chormusicals Martin Luther King ist ein riesiger Chor aus 2 000 Sängerinnen und Sängern. So viele Mitwirkende sollen es mindestens werden, wenn das Mitmach-Projekt am 22. März 2025 in der Uber Arena in Berlin aufgeführt wird. Ab sofort werden Sängerinnen und Sänger gesucht, die am Mitsing-Projekt teilnehmen möchten.

Ausstellung über Walter Trier

In der Internationalen Jugendbibliothek München wird noch bis Ende September die Ausstellung „Walter Trier. Der frech-fröhliche Illustrator von Erich Kästners Kinderbüchern“ gezeigt. Die Stiftung der Jugendbibliothek besitzt europaweit die größte Sammlung von Originalillustrationen Triers (1890–1951) zu Kästners (1899–1974) Kinderbüchern. Die Präsentation widmet sich den Illustrationen Triers sowohl zu den Kästner-Kinderbüchern als auch zu den Bilderbuchklassikern, die am Ende von Walter Triers Leben entstanden. Das berühmteste Cover der Kinderbuchgeschichte ist nachgebaut und kann begangen werden. Ein Schwerpunkt liegt auf der Friedensparabel „Die Konferenz der Tiere“, die Erich Kästner nach einer Idee von Jella Lepman, der Gründerin der Internationalen Jugendbibliothek, schrieb und die Walter Trier in seinem Exil in Kanada illustrierte. Besonders freuen können sich die Besucherinnen und Besucher auf die 60 Originalillustrationen zu den Kinderbuchklassikern Erich Kästners, die seit vielen Jahren erstmals wieder gezeigt werden. Anlass der Schau sind das 75-jährige Jubiläum der Internationalen Jugendbibliothek und der 125. Geburtstag Kästners. Weitere Informationen unter: www.ijb.de

„Die eine Lösung gibt es nicht“

Interview mit der Unabhängigen Beauftragten für sexuellen Kindesmissbrauch (UBSKM), Kerstin Claus, über die Aufarbeitung sexuellen Missbrauchs im Raum der evangelischen Kirche

zeitzeichen: Frau Claus, kurz vor der Sommerpause hat die Bundesregierung einen Gesetzentwurf unter der Überschrift „Gesetz zur Einrichtung der oder des Unabhängigen Bundesbeauftragten gegen sexuellen Missbrauch von Kindern und Jugendlichen“, kurz „Antimissbrauchsbeauftragten-gesetz“ in die parlamentarische Beratung gegeben. Was sind die wichtigsten Eckpunkte dieses Gesetzes?

KERSTIN CLAUS: Das Gesetz stärkt Prävention, weil damit zum Beispiel Schutzkonzepte auch für ambulante Angebote der Kinder- und Jugendhilfe verpflichtend werden. Es stärkt aber vor allem die Aufarbeitung und das Recht Betroffener auf persönliche Aufarbeitung ihrer eigenen Geschichte, zum Beispiel durch ein Akteneinsichtsrecht in den Jugendämtern. Für viele Betroffene ist diese Klärung der eigenen Biografie sehr wichtig. Sie möchten wissen: Wie konnte das passieren? Wer trug Verantwortung? Wer trägt heute Verantwortung? Genauso wichtig ist: Was können wir als Gesellschaft daraus lernen, wenn es darum geht, Kinder und Jugendliche heute besser zu schützen? Das Amt der Unabhängigen Beauftragten wird durch eine gesetzliche Grundlage gestärkt, auch innerhalb der Bundesregierung. Geregelt wird eine Berichtspflicht gegenüber dem Parlament. Auch das ist wichtig, denn der Kampf gegen sexuelle Gewalt braucht politisches Handeln.

Was sieht das geplante Gesetz zur individuellen Aufarbeitung vor?

KERSTIN CLAUS: Bei der individuellen Aufarbeitung geht es oft auch um die Klärung der eigenen Biografie. Viele Betroffene möchten wissen: Wie war das möglich? Wer hätte hinschauen können? Wer trug damals Verantwortung? Was hat verhindert, dass ich geschützt wurde? – Akten der Jugendämter können da Antworten liefern.

Hier regelt das Gesetz Zugangsrechte für Betroffene. Aber auch ein Unterstützungssystem zu Aufarbeitung soll mit dem Gesetz verankert werden. Betroffene müssen wissen, wo sie Unterstützung bei ihrer individuellen Aufarbeitung finden, an wen sie sich wenden können und ob es hierfür zum Beispiel schon regionale Strukturen gibt. Es geht um ein Online-Angebot, eine Art Landkarte, die informiert, sortiert und Betroffenen mögliche Wege der Unterstützung und Hilfe aufzeigt. Über ein Beratungstelefon können konkrete Fragen beantwortet und es kann auf Hilfe- und Beratungsstrukturen vor Ort verwiesen werden. Oft stehen Betroffene in solchen Klärungsversuchen vor sehr vielen Fragezeichen. Hier Optionen und Möglichkeiten aufzuzeigen, kann ein wichtiger erster Schritt sein. Der Bund kann die Strukturen vor Ort nicht aufbauen, aber übergreifend informieren und erste Ansprechstrukturen schaffen, das regelt das Gesetz. Und das ist wichtig, weil wir ja wissen, dass viele Taten in der Vergangenheit nie angezeigt wurden – gerade wo strafrechtlich Taten verjährt sind, ist Aufarbeitung umso wichtiger.

Was bedeutet das Recht auf individuelle Aufarbeitung für Bereiche außerhalb der Zuständigkeit des Bundes?

KERSTIN CLAUS: Im Gesetz sind Akteneinsichtsrechte geregelt, aber nur für die Bereiche, für die der Bund zuständig ist. Der Großteil der relevanten Akten zum Beispiel in Schulen und in den Kirchen fällt nicht darunter. Ich erwarte, dass die Länder und zum Beispiel auch Kirchen hier nachziehen und analoge gesetzliche Grundlagen schaffen. Auch die beiden großen Kirchen können analog einen kirchengesetzlichen Rahmen für Aufarbeitung schaffen. Das ist wichtig, da der Staat hier keine Durch-

griffsrechte hat. Der Ruf nach dem Staat, der seitens der Kirchen immer wieder laut wird, ist letztlich eher ein Ablenkungsmanöver: Denn es sind die Kirchen selbst, die in die Verantwortung gehen und innerkirchlich regeln müssen, wie Betroffenen eine umfassende Aufarbeitung ermöglicht werden kann. Hier sehe ich beide Kirchen auch moralisch-ethisch in einer besonderen Verpflichtung.

Warum? Was ist das Besondere an den christlichen Kirchen?

KERSTIN CLAUS: Menschen zeigen sich im Raum der Kirche in besonderer Vulnerabilität. Das hängt mit den spezifischen Seelsorgebeziehungen zusammen. Gerade Kinder, Jugendliche und junge Menschen begeben sich dort in spezifische Vertrauens- und Abhängigkeitsverhältnisse. Wenn diese – oft auch noch im Namen Gottes – ausgenutzt und missbraucht wurden, dann ergibt sich schon allein daraus eine spezifische Verantwortung. Weil Missbrauch und sexuelle Gewalt im kirchlichen Raum dann nochmal eine andere Dimension hat als in anderen Kontexten.



Nun gibt es im Raum der Kirche doch auch Jugendarbeit, die analog zu der in anderen Verbänden geschieht, oder?

KERSTIN CLAUS: Ein quasi weltlicher Raum im Kontext Kirche? Lässt sich das wirklich trennen? Ist es nicht doch das Versprechen kirchlicher Zugewandtheit und besonderer Integrität, das Jugendarbeit trägt und diese auch von Eltern als besonders verlässlich und sicher für ihre Kinder erscheinen lässt? Deswegen wiegt gerade die Verletzung solcher Vertrauensverhältnisse doppelt schwer, auch wenn natürlich auch in anderen Bereichen der Jugendarbeit, beispielsweise dem Sport, und erst recht in der Familie auch Vertrauensverhältnisse und Abhängigkeiten ausgenutzt werden.

2018 stand das Thema Sexualisierte Gewalt in der evangelischen Kirche erstmals prominent auf der Tagesordnung der Synodaltagung der EKD. Was hat sich aus Ihrer Sicht in den sechs Jahren seitdem verändert?

KERSTIN CLAUS: 2018 markiert tatsächlich eine Art Wendepunkt. Damals gab es das wichtige Kirchen-Hearing, das die Aufarbeitungskommission bei meinem Amt durchgeführt hat. Seitdem wurde sicher mehr verstanden, das es auch im evangelischen Raum Machtstrukturen gibt, die Täterschaft begünstigen, und dass es sich keineswegs nur um Einzelfälle handelte. Dennoch wird sexualisierte Gewalt

bisher noch nicht ausreichend als ein strukturelles Problem gesehen und auch emotional noch nicht ausreichend an sich herangelassen.

Was meinen Sie genau?

KERSTIN CLAUS: Im Dezember 2023 haben sich EKD und Diakonie in der „Gemeinsamen Erklärung“ mit mir als Unabhängiger Beauftragten verpflichtet, regionale, unabhängige Aufarbeitungskommissionen zu schaffen. Diese Prozesse werden auch von der EKD fachlich unterstützt und begleitet. Aber dennoch gibt es klare Hinweise darauf, dass die Qualität und die Sensibilität in der Umsetzung dieser Aufgaben seitens der Landeskirchen und der diakonischen Strukturen sehr unterschiedlich ist. Offensichtlich wird dies insbesondere bei der vereinbarten Betroffenenbeteiligung, also wenn es um Fragestellungen geht: Wie erreiche ich Betroffene? Wie ermögliche ich niedrigschwellig ihre Mitarbeit? Das betrifft so sensible Fragen wie: Wohin lade ich ein? Da wurde an kirchliche Orte eingeladen, statt gezielt auf neutrale Orte zu setzen. Und: Viele Betroffene haben von den Foren erst gar nicht erfahren, weil teilweise nur über kirchliche Kanäle eingeladen wurde. Ich finde es verwunderlich, dass keine Landeskirche bei uns angefragt hat, ob wir mit unserer Reichweite hier nicht über unsere Kanäle unterstützen können. Oder auch ganz praktisch: Für wann lade ich ein? – Häufig wurden bisher Werktage angesetzt.

Können Sie das noch näher erläutern?

KERSTIN CLAUS: Betroffene, die arbeiten, müssten sich extra frei nehmen. Entweder steckt das Bild dahinter, Betroffene seien so geschädigt und gehen keiner Arbeit nach, haben also Zeit. Oder es ist das Bild, Betroffene nehmen sich Urlaub – für einen zunächst ungewissen Prozess, von dem sie nicht wissen, welche Rolle sie darin spielen werden und mit welchem Mandat? Oder es sollen gezielt besonders die angesprochen werden, die über kirchennahe Plattformen erreicht werden können? Klar ist aber, all das sind Hürden, die die

Betroffenenbeteiligung, die für Aufarbeitung so essenziell ist, behindern oder gar verhindern.

Gibt es weitere Hürden?

KERSTIN CLAUS: Wenn sich Betroffene für diese Foren auch noch namentlich bei einer kirchlichen Stelle anmelden müssen, ist das eine weitere Hürde. Hier hätte man aus Fehlern der Vergangenheit, wie sie anfangs beispielsweise auch die katholische Kirche gemacht hat, lernen können. Wichtig wäre auch, unabhängige, externe Personen einzubinden, weil diese für Betroffene eher eine Art Garantenstellung hätten als kirchliche Beauftragte. Hier liegt aktuell bei allen Bemühungen, die ich in der Evangelischen Kirche sehe, auch im Jahr 2024 weiter vieles im Argen und bestätigt, was die Forum-Studie mit Blick auf Betroffenenbeteiligung und den fehlenden Umgang auf Augenhöhe festgestellt hat.

Müsste sich die EKD in ihrer inneren Verfasstheit so verändern, dass sie gegenüber den Landeskirchen stärker weisungsbefugt wäre?

KERSTIN CLAUS: Es liegt nicht an mir, das zu beurteilen. Ich nehme wahr, dass die EKD über ihre zentrale Fachstelle umfangreiche Materialien zur Verfügung stellt und regelmäßige Austauschtreffen mit den Verantwortlichen der Landeskirchen und der Diakonie veranstaltet – da ist sie weiter, als es die katholische Kirche in ihren Anfängen bei der Umsetzung der „Gemeinsamen Erklärung“ zur Aufarbeitung war. Aber die wahren Herausforderungen stellen sich ja vor Ort, wenn man anfängt, loszulaufen. Und: Jede Aufarbeitungskommission wird anderen, spezifischen Herausforderungen und Tatkomplexen gerecht werden müssen. Die eine Lösung, die für alle passt, wird es nicht geben. Deswegen ist es so wichtig, externe Expertise vor Ort einzubinden. Gerade was den Aufbau von Betroffenenbeteiligung angeht, verfügt auch mein Amt über vielfältige Expertise und auch Möglichkeiten, zu unterstützen.

Foto: picture alliance/dpa



Ein anderes großes Thema ist natürlich die Frage der Anerkennungsleistungen. Was erwarten Sie hier auf der Tagung der EKD-Synode im November in Würzburg?

KERSTIN CLAUS: Ich deute die Signale so, dass ein Vorschlag kommen wird. Aber ich nehme auch wahr, dass es im Raum der EKD sehr unterschiedliche Ansichten zu den Anerkennungsleistungen gibt. Hier könnte man von der katholischen Kirche lernen: Die Einrichtung einer übergeordneten und unabhängigen Stelle für Anerkennungs- und Entschädigungsleistungen, die transparent nach Kriterien sortiert und die Höhe bemisst, halte ich für absolut sinnvoll.

Was kritisieren Sie konkret am bisherigen evangelischen System für die Zahlung von Anerkennungsleistungen?

KERSTIN CLAUS: Ich kritisiere, dass die Verfahren aktuell nicht transparent sind, es fehlen vergleichbare Regelungen auf Basis nachvollziehbarer Kriterien. Und ich kritisiere auch, dass für die Höhe der Zahlung immer wieder entscheidend ist, wie „bedürftig“ Betroffene sind oder erscheinen. Es fehlt der klare Bezug auf die Taten, ihr Ausmaß oder auch die Dauer. Vielfach behält sich die zuständige kirchliche Stelle zudem vor, Anerkennungsleistungen in Form von Sachleistungen zu ermöglichen. Also in Form einer Therapie, für eine Fortbildung oder eine Reise, die für die betroffene Person wichtig ist. Da wird dann auch mal sehr paternalistisch entschieden nach dem Motto: Wir wissen, was gut und angemessen für Betroffene ist. Zusätzlich kann dies dazu führen, dass Betroffene, die sich gut artikulieren können oder eher fordernd auftreten, am Ende höhere Leistungen oder auch Zahlungen erhalten als andere, die weniger gut für sich einstehen können. Deswegen ist ein transparentes, kriteriengeleitetes System, das übergreifend gilt, so wichtig. Das katholische System der Unabhängigen Anerkennungskommission kann hier als Vorbild dienen. Es ist aktuell die einzige umfassende Stelle, die zentral sammelt und unabhängig über die Höhe der Anerkennungsleistungen entscheidet.

Auch hier ist nicht alles perfekt und wird kontinuierlich nachgebessert. Ein solcher übergeordneter und transparenter Ansatz fehlt für die evangelische Kirche, ganz davon abgesehen, dass auch die Anerkennungsleistungen im katholischen Bereich vielfältig deutlich höher sind.

Was hat Sie an der ForuM-Studie am meisten überrascht?

KERSTIN CLAUS: Am meisten überrascht hat mich, wie wenig bisher im Bereich der Prävention erreicht wurde und wie groß die Abwehr auf der Ebene der Kirchengemeinden ist. Den sicheren Raum für Kinder und Jugendliche kann ja nicht die Kirchenleitung alleine oder die Pfarrperson schaffen. Da braucht es Engagement der Gemeindeglieder, den Einbezug junger Menschen selbst und passgenaue Schutzkonzepte. Dass das alles bisher so wenig vorhanden ist, finde ich erschreckend. Ich bedauere außerdem, dass über mögliche und erforderliche Maßnahmen erst auf der EKD-Synode im November entschieden werden soll. Manches hätte hier kurzfristig schon Priorität haben müssen und auch regional längst entschieden werden können. Jetzt alles auf die Synode zu setzen, könnte dazu führen, dass am Ende viel Papier produziert wird, aber man letztlich nicht ins Handeln kommt und wichtige eigene Lernprozesse verpasst werden.

Wenn jetzt im November zur Synodaltagung der Maßnahmenplan vorgelegt wird, was wären für Sie die wichtigsten Punkte?

Kerstin Claus ist seit 2022 Beauftragte der Bundesregierung für Sexuellen Kindesmissbrauch, kurz UBSKM. Vorher arbeitete die Journalistin und Systemische Organisationsberaterin seit 1996 als Journalistin, unter anderem beim ZDF und beim SWR. Von 2015 bis 2022 war sie Mitglied im Betroffenenbeirat des UBSKM. Kerstin Claus (* 1969) ist Mitglied von Bündnis 90/Die Grünen.

KERSTIN CLAUS: Ich erwarte, dass es transparente Entscheidungen gibt, die von allen getragen werden und vor Ort ankommen. Das setzt eine umfassende inhaltliche Vorbereitung und Aussprache voraus. Ich erwarte zum Beispiel eine Debatte und eine Streitkultur im Sinne von: Reicht es wirklich, was wir da tun? – Die Kluft zwischen der EKD als übergeordnetem Dach, die eigentlich nicht wirklich weisungsbefugt ist, und den Ebenen der Landeskirchen und der Diakonie muss überwunden werden. Und das liegt klar in der Verantwortung der Synodalen selbst. Es reicht eben nicht, einen Maßnahmenkatalog nur abzusegnen.

Was meinen Sie konkret?

KERSTIN CLAUS: Wenn sich die Synodalen nicht intensiv mit dem Thema beschäftigen und als gesetzgebende Kraft in die Eigenverantwortung gehen, dann sind wir genau an dem Punkt, der in der ForuM-Studie oft markiert wurde: bei Verantwortungsdiffusion und -delegation. Dann ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass man am Ende bei Checkboxes landet nach dem Motto: abgehakt. Zudem gilt: Ohne die Betroffenen geht es nicht. Deren strukturierte und kontinuierliche Beteiligung vor Ort in den Landeskirchen, den Gemeinden und den vielfältigen diakonischen Strukturen muss sichergestellt werden. Auch dazu wird sich die Synode verhalten müssen. Und ich erwarte für die weitere Aufarbeitung der Vergangenheit, dass für den evangelischen Raum klare Rahmenbedingungen im Sinne kirchengesetzlicher Regelungen geschaffen werden. Dazu gehören Akteneinsichtsrechte und ein transparentes System von Anerkennungsleistungen. Dass selbst im Rat der EKD Skepsis herrscht, ob das gelingt, zeigt der angekündigte Rückzug von Professor Joussen aus dem Gremium (siehe Kommentar rechts). Es gibt ja auch staatliche Regelungen der Entschädigung, zivilrechtlich zum Beispiel über das staatliche Opferentschädigungsgesetz. Kirchen sind dennoch gefordert, eigene Systeme auch der finanziellen Anerkennung des Leids aufzubauen. Das

gründet sich auf deren moralisch-ethischer Verpflichtung, die daraus resultiert, dass im Raum der Kirche sexuelle Gewalt nicht verhindert, sondern sogar gedeckt und vertuscht wurde. Hier stehen die Kirchen in einer besonderen Verantwortung, heute niedrigschwellig Betroffenen finanzielle Anerkennungsleistungen zu ermöglichen. Rechtlich kann der Staat hier keine Vorgaben machen. Dennoch ist es seine Pflicht, die Kirchen hier immer wieder auf ihre spezifische gesellschaftliche Verantwortung hinzuweisen.

Haben Sie eine Vision, wo wir in zehn Jahren in Deutschland stehen sollten?

KERSTIN CLAUS: Mein Ziel ist, dass dann auf kommunaler Ebene flächendeckend verankert ist: Wir sind ein sicherer Ort für Kinder und Jugendliche gegen sexuelle Gewalt. Um das zu erreichen, müssen die kommunalen Strukturen, in denen sich Kinder und Jugendliche außerhalb der Familie aufhalten, mehr Handlungskompetenz und Rechte für Kinder haben. Hierbei geht es um alle Bereiche, in denen sich junge Menschen aufhalten, egal ob es der Sportverein, die Kirche oder die private Ballett- oder Musikschule ist. Die Kommune sollte nachhalten, dass überall Schutzkonzepte greifen und gemeinsame Fortbildungen möglich sind. Finanzielle Förderung sollte nur dort erfolgen, wo die qualitativen Standards zum Schutz von Kindern und Jugendlichen erfüllt sind. Derzeit ist es eher ein Flickenteppich, mal wird in den Sport, mal in die Kirche oder mal in die Jugendhilfe investiert, oft auch parallel, statt zum Beispiel Fortbildungen gemeinsam anzubieten. Würden hier die Kommunen bündeln und nachhalten, wäre das oftmals effizienter, denn in großen Teilen benötigen alle Einrichtungen das gleiche Basiswissen, um handlungskompetenter zu werden. Lediglich auf die jeweils spezifischen Herausforderungen müssten die einzelnen Strukturen für sich selbst gute Antworten finden. ◀

Das Gespräch führten Kathrin Jütte und Reinhard Mawick am 6. August in Berlin.

Haben sie wirklich verstanden?

EKD-Missbrauchsaufarbeitung: Es muss einen Ruck geben

REINHARD MAWICK

Es scheint nicht zum Besten zu stehen um die Aufarbeitung sexuellen Missbrauchs im Raum der evangelischen Kirche. Anscheinend hapert es mit der Umsetzung der verabredeten Maßnahmen, zu denen sich EKD und Diakonie am 13. Dezember vergangenen Jahres in ihrer Vereinbarung mit der Unabhängigen Beauftragten für sexuellen Kindesmissbrauch verpflichtet haben. Kurz nach Veröffentlichung der ForuM-Studie, die Ausmaß und systemische Ursachen des Missbrauchs im Raum der EKD untersucht hatte (vergleiche zz 3/24 und zz 5/24), gelobten EKD und alle zwanzig Landeskirchen in einer gemeinsamen Stellungnahme am 6. Februar: „Wir übernehmen Verantwortung“ und verpflichteten sich, einen „klaren Maßnahmenplan für die evangelische Kirche und Diakonie insgesamt“ zu entwickeln. Von Experten und auch von Betroffenen wird seitdem der auf EKD-Ebene angesiedelten „Fachstelle Sexualisierte Gewalt“ durchaus gute Arbeit attestiert.

Auf der Ebene der Landeskirchen allerdings scheinen weiterhin sehr unterschiedliche Standards zu herrschen, und vor allem scheint es intern zwischen den Ebenen zu knirschen. Indiz dafür ist, dass kürzlich der Bochumer Rechtsprofessor Jacob Jousen überraschend seinen Rücktritt aus dem Rat ankündigte. Als Begründung nannte er der Tageszeitung *Weserkurier* (Bremen) zwar, dass „eine Reihe“ persönlicher und beruflicher Gründe ihn zu diesem Schritt veranlasst hätte. Aber Jousen ließ es sich nicht nehmen, explizit aufzuführen, dass „auch der Umgang der EKD mit der Aufarbeitung des sexuellen Missbrauchs“ und „die

Art und Weise, wie die Landeskirchen und wie wir alle mit den Ergebnissen der im Januar vorgestellten ForuM-Studie umgehen“ nicht seiner Art entsprächen, „Verantwortung wahrzunehmen“. In

diesem Zusammenhang forderte Jousen, der als Experte für kirchliches Arbeitsrecht gilt: „Die Aufarbeitung des sexuellen Missbrauchs muss externalisiert werden“, denn eine Institution wie die EKD könne sich „nicht selbst aufarbeiten“. Dies aber scheint innerkirchlich nicht vermittelbar zu sein. Jousen: „Die

Beharrungskräfte sind zu groß.“ Zwar betonte daraufhin für den Rat der EKD der hessische Kirchenpräsident Volker Jung, dass die Aufarbeitung „selbstverständlich extern und unabhängig durchgeführt werden“ müsse und diese „Ergebnisse der Aufarbeitung“ dann „sorgfältig und zusammen mit betroffenen Personen auszuwerten und in konkrete Maßnahmen umzusetzen“ seien, „um einheitliche Lösungen zu gestalten“. Aber es klang nicht danach, als wäre man sich hier wirklich einig. Das ist nicht gut, denn klar ist, dass auf der EKD-Synode im November ein überzeugender Vorschlag einheitlicher Maßnahmen erfolgen muss, um endlich sowohl auf dem Feld der Prävention als auch der Anerkennungszahlungen für Betroffene zu überzeugenden Lösungen zu kommen.

Der Protestantismus rühmt sich vielfach mit Recht seiner Vielfalt. Aber auf dem Feld der Missbrauchsbewältigung gilt es jetzt, auch gegenüber der Öffentlichkeit *wirklich* zu überzeugenden einheitlichen Lösungen zu kommen, ja, es sollte bald ein Ruck durch die EKD-Kirchen gehen, denn die Zeit drängt! ◀



Foto: Rolf Zöllner

Israel als imperialistischer Hauptteufel

Über die derzeitigen antiisraelischen Proteste an US-amerikanischen Universitäten

ALEXANDRA BANDL

Die Dimensionen der antisemitischen Ausbrüche in den USA erreichen seit dem Massaker der Hamas an Israelis am 7. Oktober 2023 eine bis dahin ungekannte Qualität. Als hätte der Massenmord auch die Zungen jener gelockert, die ihre Ansichten zuvor für sich behielten. Auf erschreckende Weise ist dies auch an US-Universitäten zu beobachten, analysiert Alexandra Bandl. Sie ist Vorstand des jüdischen Vereins TaMaR Germany und hat bis vor kurzem in den USA recherchiert.

Als ich vor einigen Wochen in Manhattan gemeinsam mit Tuvia Tenenbom auf ein Taxi wartete, verteilten neben uns zwei Aktivist:innen von Amnesty International ihre Werbematerialien an vorbeiziehende Passanten. Der für seine investigativen Reportagen bekannte Tenenbom ergriff die Gelegenheit und befragte einen der Aktivist:innen nach seinem Standpunkt zu Palästina. Als wäre die Szene zuvor einstudiert worden, entgegnete ihm der junge Mann, dass er selbst Palästinenser sei und den Genozid in Gaza ablehne. Es folgten die obligatorischen Bekundungen über die unrechtmäßige Besetzung Palästinas, die

schon unzählige Jahrhunderte zurückreiche, und die daraus erwachsende Pflicht, auf der Seite der Unterdrückten zu stehen. Als Tenenbom ihn in seiner gewohnt freundlichen Art auf die offensichtlichen Fehler in seinen Aussagen hinwies, ruderte der Mann zurück und gab schließlich zu, nicht wirklich als Palästinenser geboren zu sein. Dass die Geburtslotterie jedoch niemanden davon abhalten sollte, sich trotzdem als Palästinenser zu identifizieren, scheint derzeit das inoffizielle Motto vieler junger Erwachsener zu sein und zeigt sich auch an den Protesten, die seit dem vergangenen Oktober zum Alltag in amerikanischen Großstädten



gehören. Diese Zusammenrottungen bestehen zum Großteil aus dauerempörten Vollzeitaktivisten, die auffallend oft in den Sozial- oder Geisteswissenschaften anzutreffen sind. All jene, die nicht von der Academia, der freien Wirtschaft oder einer der unzähligen Nichtregierungsorganisationen absorbiert werden, landen nach dem abgeschlossenen Studium im Bürokratieapparat der Diversity, Equity and Inclusion (DEI). Dort setzen sie prompt das gelernte Wissen über „kritisches Weißsein“ in die Tat um und sorgen dafür, dass die Parteinahme mit dem jüdischen Volk immer harscher sanktioniert wird. In der Vorstellung vieler amerikanischer Studenten und Professoren gehören Juden wegen ihrer weißen Hautfarbe naturgemäß der herrschenden Klasse an. Die Einteilung in „weiß“ und „nicht-weiß“, „mächtig“ und „machtlos“ ist keineswegs eine Randerscheinung, die sich ausschließlich auf antirassistische Lesekreise und Black-Panther-Hochschulgruppen

beschränkt. Sie bildet den ideologischen Bezugspunkt einer durch Wissenstransfer und Mobilitätsprogramme internationalisierten Protestbewegung.

Aus Angst davor, als geistiger Brandstifter diffamiert zu werden, entscheiden sich viele Studenten, mögliche Fragen und Zweifel für sich zu behalten. Wie der jährliche Report über freie Meinungsäußerung an amerikanischen Hochschulen (College Free Speech Ranking) zeigt, ist dies mitnichten ein Problem, das nur jüdische Studenten

Iran investiert große Summen in die Verbreitung von Ritualmordlegenden gegen Israel.

oder das Thema des „Nahostkonfliktes“ betrifft. Seit einigen Jahren gibt es eine immer aggressivere Stimmung gegenüber allem, was als Abweichung von dem vermeintlich progressiven Meinungsrepertoire angesehen wird. Wenn alle Kämpfe gegen Unterdrückung miteinander verwoben sind, seien letztlich auch die schmelzenden Polklappen und die Rechte von Transgender nicht von der Befreiung Palästinas zu trennen. Diese unheilvolle Allianz ist indessen kein neues Phänomen. In Frankreich, Deutschland, Großbritannien, den USA und anderen westlichen Ländern wird seit Jahrzehnten vor dieser „neuen Form“ des Antisemitismus gewarnt, die die traditionelle Judenfeindschaft längst abgelöst zu haben schien. Léon Poliakov bemerkte bereits im Nachgang des Sechstagekrieges, wie Israel nicht zuletzt mithilfe sowjetischer Desinformation von dem „islamisch-progressiven Lager“ zunehmend „in den Rang eines eigenständigen Teufels, wenn nicht sogar des Hauptteufels erhoben“ wurde. Heute ist es neben anderen Akteuren vor allem das iranische Regime, das große Summen in die Verbreitung von Ritualmordlegenden gegen Israel investiert. Leider werden diese Verleumdungen von führenden Zeitungen wie der *New York Times* ungeprüft übernommen und selten korrigiert. Auf diese Weise wird die Stimmung nicht nur auf den Straßen Amerikas weiter angeheizt.

Die Dimensionen der antisemitischen Ausbrüche erreichten seit dem 7. Oktober

2023 eine bis dahin ungekannte Qualität. Als hätte das Massaker schließlich auch die Zungen jener gelockert, die ihre Ansichten zuvor für sich behielten oder ausschließlich in ihren radikalisierten Echokammern – häufig als Safe Spaces verniedlicht – äußerten. Noch lange bevor die israelische Armee im Gazastreifen einmarschierte, skandierten Demonstranten in New York, Los Angeles, Chicago und anderswo „Globalize the Intifada“. Diese Ausschreitungen fanden unabhängig von der rechtmäßigen Reaktion der israelischen Armee auf das größte antijüdische Massaker seit dem Holocaust statt. An dieser Entwicklung sind keineswegs nur Algorithmen auf TikTok, fremdländische Sponsoren oder extremistische Splittergruppen auf dem Campus verantwortlich. Vielmehr handelt es sich um eine über Jahrzehnte gewachsene akademische Kultur, die sich in offiziellen Statements der Universitätsleitungen, ihrer Aufnahme- und Einstellungspraxis sowie Curricula spiegelt. Indem Juden als weiß betrachtet werden, erscheinen sie in dieser Logik nicht als schützenswerte Minderheit, obwohl sie in den vergangenen Jahren häufiger als jede andere Gruppe zum Opfer von Hassverbrechen wurden. Als vermeintlichen Stellvertretern einer weißen Hegemonie wird ihnen nicht nur jegliches Mitgefühl verwehrt, es erscheint vielmehr als moralische Pflicht, gegen diese obskure Macht aufzubegehren.

Infame Lüge

Hinzu kommen die zahlreichen Versuche, die Bedeutung des Holocaust als präzedenzloses Verbrechen gegen die Menschheit herunterzuspielen. Die infame Lüge, dass die versuchte Vernichtung der Juden lediglich ein „White on White Crime“ ist, wird mitnichten nur von Whoopi Goldberg vertreten, sondern gilt mittlerweile als mehrheitsfähige Position. Wenn der neue Holocaust an den Palästinensern stattfände und die ehemaligen Opfer zu Tätern würden, hätten die Juden das Recht auf Erinnerung und die damit verbundenen Ansprüche verwirkt. Kein Wunder, dass die Forderung nach einem Schlussstrich zum gängigen Repertoire studentischer Proteste gehört und die Rufe nach einem Ende des

Foto: Sipa USA



Demonstration an der George Washington University in Washington, D. C.: Juden werden häufiger als jede andere Gruppe Opfer von Hassverbrechen.

„Schuldultes“ in Deutschland besonders laut sind: Ausgerechnet als Sühne für Hitlers Verbrechen soll das vom internationalen Judentum und seinen Lobbyorganisierten „aus Profitgier“ auferlegte Joch der Erinnerung und die imaginierte Verpflichtung zur Unterstützung Israels gebrochen werden. Laut Alain Finkielkraut ist das größte Paradox daher, dass sich in westlichen Ländern das ohnehin brüchige „Nie wieder“ nach dem Holocaust „jetzt gegen Israel verkehrt und das Land plötzlich zum Ziel antinazistischer Massendemonstrationen in Madrid, London und Berlin wird“.

Verdrängung vom Campus

„Are you a Zionist?“ So forderten „pro-palästinensische“ Demonstranten bereits sehr früh ihre jeweilige Hochschulleitung auf, jüdische Organisationen wie Hillel oder Chabad aufgrund ihrer vermeintlichen Kollaboration mit dem Genozid vom Campus zu verdrängen. An den vielerorts dokumentierten „Checkpoints“ verwehrten die staatlich alimentierten Berufsaktivisten vermeintlichen Zionisten den Zutritt, denn einige könnten sich von der jüdischen Herkunft ihrer Kommilitonen oder Dozenten getriggert fühlen. Unter dem Vorwand, den Campus von Zionismus und daher auch von Rassismus zu säubern, erschwerten sie jüdischen Studenten den Zugang zu Bildung. Dies geschah überproportional häufig an Eliteuniversitäten, die während der Zwischenkriegszeit Zugangsbeschränkungen für Juden einführten, um ihre Einrichtungen respektabel, sprich: unjüdisch zu halten.

Die feine Gesellschaft verbittet sich jeglichen Verdacht der Diskriminierung. Das sei Paranoia.

Damals wie heute verbittet sich die feine Gesellschaft jeglichen Verdacht der Diskriminierung und winkt diesen als Paranoia ab. Neu ist jedoch die offene Verherrlichung der Gewalt an Juden, bei der es um weit mehr als die zu große Sichtbarkeit jüdischer Studenten und Proportionen geht.

Dieselben Sittenwächter, die sonst jede Mikroaggression penibel ahnden, haben offenbar kein Problem mit der Legitimierung eines barbarischen Massakers, das explizit in einer genozidalen Absicht begangen wurde. In der Ideologie der Hamas und ihrer Verbündeten im Iran solle der 7. Oktober so

oft begangen werden, bis der jüdische Staat vom Erdboden getilgt ist. Der Ruf nach einer Globalisierung der Intifada ist eine unverhohlene Drohung, die Gewalt auch auf andere Länder auszuweiten. Daher verwundert es nicht, dass auf zahlreichen Demonstrationen stolz antisemitische Sprechchöre skandiert und Plakate präsentiert wurden, die ohne Probleme auch beim Karikaturenwettbewerb zur Holocaustleugnung des iranischen Regimes eingereicht werden könnten. Einige der Rädelsführer riefen sogar offen zum Mord auf, ganz ohne die rhetorischen Schleier des Antizionismus oder die mit Vorliebe ausschließlich von Juden geforderte Empathie für die Gegenseite.

Obwohl es kein zentrales Kommando gibt, werden immer wieder Gruppierungen wie Students for Justice in Palestine (SJP), Jewish Voice for Peace (JVP) und Within Our Lifetime (WOL) als Triebfedern genannt, die das Geschäft mit Palästina durchaus professionell betreiben. Dieses weitverzweigte Netzwerk an Agitatoren erhält finanzielle Unterstützung von Großspendern und deren Stiftungen wie der Ford Foundation, dem Rockefeller Brothers oder Soros Fund, wie Park MacDougald in seinem Artikel in *Tablet* aufzeigt.

Spenden für die Hamas

Auffällig ist auch die Nähe zur demokratischen Partei und insbesondere zu den Unterstützern Obamas und seiner Außenpolitik, die zu einem Erstarken des Iran geführt hat und ohne die der Angriff auf Israel nicht möglich gewesen wäre. MacDougald weist zurecht auf den unangenehmen Umstand hin, dass ein israelischer Sieg gegen die Hamas und ihre iranischen Finanziere dem Projekt der Annäherung an Teheran einen vernichtenden Schlag versetzen würde.

Die landesweiten Ableger der Students for Justice in Palestine (SJP) wiederum sind Teil eines nicht weniger unübersichtlichen Netzwerks aus Islamverbänden, die sich allzu gerne Wohltätigkeit und Frieden auf die Fahnen schreiben, jedoch in der Vergangenheit nachweislich und im großen Stil Spenden für die Hamas sammelten. Wird eine Organisation verboten, steht die Nächste bereits in ihren Startlöchern und niemand scheint sich darüber zu wundern, dass diese stets von denselben Aktivisten gegründet werden. Seit Jahrzehnten wird ohne Ergebnis auf diese Verstrickungen und vor allem auf das Interesse von

Großmächten wie dem Iran, China oder Russland an der Schwächung westlicher Gesellschaften über Protestbewegungen hingewiesen. Nicht einmal die Aktivisten selbst scheinen einen Hehl aus ihrer offenen Unterstützung für die Hamas, für die Huthi-Miliz oder die Hisbollah zu machen. Es lohnt sich daher, diese beim Namen zu nennen und ihre Äußerungen ernst zu nehmen, anstatt sie als verirrte und von Berufsrevolutionären aufgehetzte Opfer zu sehen.

Die langfristigen Folgen für die jüdische Gemeinschaft in den USA und anderen westlichen Ländern sind schwer abzuschätzen. Einige werden sich für die Auswanderung nach Israel entscheiden, da sie dort trotz des dauerhaften Kriegs an mehreren Fronten zumindest frei und ohne Einschränkungen leben können. Einen Hinweis auf den für westliche Länder aufgrund des drohenden Imageschadens durchaus unangenehmen und daher häufig ignorierten Exodus liefern die zehntausend Juden Frankreichs, die ihrer Heimat in den vergangenen Jahren aufgrund der massiven Bedrohungslage den Rücken gekehrt haben. Andere werden ihre jüdische Identität verstecken und versuchen, der Verfolgung durch die Einschmelzung in die Umgebung zu entgehen. Dies ist nachvollziehbar angesichts des großen Risikos, das mit einem allzu offenen Bekenntnis zur jüdischen Nation, den Traditionen und dem Land Israel einhergeht.

Die USA gelten bis heute als das wichtigste Zentrum der jüdischen Diaspora außerhalb Israels. Die Freiheit, der Wohlstand und die Selbstverständlichkeit, mit der Juden als Teil der amerikanischen Gesellschaft gesehen werden, erfüllt Juden in Deutschland nicht selten mit neidvoller Bewunderung. Louis Brandeis, der erste jüdische Richter am United States Supreme Court und Verfechter des Zionismus, war der Ansicht, dass Juden in den USA, wie andere ethnische Gruppen auch, das Recht haben sollten, ihre Partikularität auszuleben, und dass dies für den amerikanischen Erfolg von zentraler Bedeutung ist. Es geht daher nicht nur um das Wohlergehen von Juden, sondern um westliche Werte im Allgemeinen, als deren Grundlage die jüdische Tradition bis heute fortwirkt und dazu beiträgt, dass die Vereinigten Staaten trotz aller politischen Krisen ein Licht unter den Nationen bleiben und dies auch künftig bleiben sollten. ◀



Schwangerschaftskonflikt und Lebenswelt

Der Kommissionsbericht zu § 218 StGB als Türöffner für eine befreite Debatte

RUTH DENKHAUS/LEA CHILIAN/SARAH JÄGER

Die geplante Reform der gesetzlichen Regelung eines Schwangerschaftsabbruches sorgt weiterhin für Diskussionen. Nachdem der Theologe und Ethiker Johannes Fischer in der Juniausgabe den Bericht einer Expert:innenkommission zum Thema heftig kritisierte, reagieren nun die drei Ethikerinnen und Theologinnen Ruth Denkhaus, Lea Chilian und Sarah Jäger auf seinen Text. Sie fordern, dass die Stimmen der Betroffenen in der Debatte größeren Raum bekommen.

Am 15. April 2024 hat die Kommission für reproduktive Selbstbestimmung und Fortpflanzungsmedizin ihren abschließenden Bericht veröffentlicht. Eine Woche darauf erschien auf der *zeitzeichen*-Website

(und in der Juni-Ausgabe des Heftes) ein Beitrag von Johannes Fischer, der den Bericht scharf kritisiert, den Autorinnen „jegliche philosophische Urteilsfähigkeit“ abgesprochen und ihnen vorgeworfen hat, „mit einem Federstrich die gesellschaftliche Diskussion über den Schwangerschaftsabbruch, aber auch die in der Ethik geführte Debatte über Menschenwürde und über den Status des vorgeburtlichen Lebens für irrelevant erklärt [zu haben] bei der Suche nach einer rechtlich verbindlichen Regelung des Schwangerschaftsabbruchs“.

Wir gehören als evangelische Theologinnen zu denjenigen, die den Bericht der Kommission mit Spannung erwartet haben und ihn, bei aller Kritik im Detail, grundsätzlich begrüßen. Aus vielen Gesprächen wissen wir, dass es zahlreichen – vor allem jüngeren – Frauen (und auch Männern) innerhalb der evangelischen Kirche so geht wie uns: Wir sind befremdet davon, dass

die theologische und kirchliche Diskussion zu diesem Thema nach wie vor von männlichen Stimmen dominiert wird. Wir sind befremdet von der Selbstverständlichkeit, mit der von nicht unmittelbar Betroffenen über das Empfinden und Erleben ungewollt Schwangerer gesprochen wird. Vor allem aber sind wir befremdet von der theologischen Unbeweglichkeit, mit der eine mehr als dreißig Jahre alte Regelung, die vielfach als „Kompromiss“ bezeichnet wird, de facto aber weniger Resultat gesellschaftlich-poli-

Wir sind befremdet davon, dass die Diskussion nach wie vor von männlichen Stimmen dominiert wird.

tischer Aushandlungsprozesse als höchst-richterlicher Vorgaben ist, verteidigt wird – und das vielfach nicht einmal mit genuin theologisch-ethischen Argumenten.



Foto: dpa

Die Einschätzung, dass der Kommissionsbericht gesellschaftliche und ethische Debatten für irrelevant erklärt, teilen wir nicht. Im Gegenteil: Er öffnet diesen Debatten zuallererst die Tür – indem er zeigt, dass die aktuelle rechtliche Regelung juristisch nicht alternativlos ist.

Dass die §§ 218 und 218a StGB in Deutschland seit dreißig Jahren unverändert gelten, liegt nicht (nur) daran, dass sich alle Parteien darin wiederfinden

Die Karlsruher Urteile haben die gesellschaftliche Debatte nicht befriedet, sondern gelähmt.

können oder zumindest damit arrangiert haben. Sondern es liegt vor allem daran, dass der gesetzgeberische Spielraum beim Thema Schwangerschaftsabbruch durch die Karlsruher Urteile von 1975 und 1993 eng begrenzt wurde. Zwei Versuche, in Deutschland die so genannte Fristenlösung einzuführen – beim zweiten Mal in Verbindung mit einer verpflichtenden Beratung –, sind vom Bundesverfassungsgericht kassiert worden. Bis heute gilt, dass ein Schwangerschaftsabbruch selbst in den allerersten Wochen der Schwangerschaft „nur in Ausnahmesituationen rechtmäßig sein kann, wenn der Frau durch das Austragen des Kindes eine Belastung erwächst, die [...] so schwer und außergewöhnlich ist, dass sie die zumutbare Opfergrenze übersteigt“ (BVerfGE 88, 203 (272)).

Der Staat verzichtet seit der letzten Reform des § 218 StGB zwar darauf, das Vorliegen einer rechtfertigenden Notlage

zu überprüfen oder durch dazu autorisierte Dritte überprüfen zu lassen – in der Hoffnung, Frauen auf diese Weise eher dafür zu gewinnen, sich auf die vorgeschriebene Beratung einzulassen. Das Festhalten am Indikationsgedanken bei gleichzeitigem Absehen von einer ärztlichen Indikationsstellung hat jedoch seinen Preis: Schwangerschaftsabbrüche im Rahmen der Beratungsregelung stehen weiterhin unter dem Verdacht der Rechtswidrigkeit. Für die betroffenen Schwangeren bedeutet das unter anderem, dass sie die Kosten für solche Abbrüche im Regelfall selbst tragen müssen. Denn: „Die Verfassung schließt [...] die Gewährung sozialversicherungsrechtlicher Leistungen für die ärztliche Vornahme des nicht rechtmäßigen Schwangerschaftsabbruchs [...] aus“ (BVerfGE 88, 203 (321)).

Ein Befreiungsschlag

Selbst nachrangige – für das Anliegen des Lebensschutzes jedenfalls nicht zentrale – Fragen wie die der Finanzierung von Schwangerschaftsabbrüchen können in Deutschland nach aktuellem Stand also nicht demokratisch verhandelt werden. Die Karlsruher Urteile haben die gesellschaftliche Debatte um den Schwangerschaftsabbruch nicht befriedet, sondern gelähmt. Die Frage, wie der staatliche Schutzauftrag zugunsten des Lebens angemessen wahrgenommen werden kann, ohne auf unzulässige Weise in die Persönlichkeitsrechte Schwangerer einzugreifen, kann in einer freiheitlichen Demokratie jedoch nicht durch ein höchstrichterliches Fiat entschieden werden, oder zumindest nicht

für alle Zeit. Wenn eine mit hochrangigen juristischen Expertinnen besetzte Kommission zu dem Schluss gelangt, dass die Argumentation von 1975 und 1993 nicht zwingend ist, kommt dies daher einem Befreiungsschlag gleich.

Wir stimmen Fischer ausdrücklich zu, wenn er auf der Notwendigkeit einer gesellschaftlichen und ethischen Diskussion über den Schwangerschaftsabbruch und über Menschenwürde und den Status des vorgeburtlichen Lebens besteht. Diese Diskussion muss aus unserer Sicht jedoch anders geführt werden als bisher – vielstimmiger, angstfreier und in weit größeren Denkräumen und Möglichkeitsspielräumen. Aktuell dominierten in den meisten theologischen und kirchlichen Beiträgen explizit oder implizit der Verweis auf das Lebensrecht des Ungeborenen und das biblische Tötungsverbot, an denen die Selbstbestimmung der Schwangeren ihre Grenze findet. Der Schwangerschaftskonflikt wird dabei auf einen Konflikt zwischen den Rechten der Einen und den Rechten des Anderen reduziert. Gegenüber einer solchen abstrakten Entgegensetzung weisen feministische Ethikerinnen und Care-Ethikerinnen zu Recht schon seit langem darauf hin, dass sich Schwangere und Embryo oder Fötus nicht als isolierte Subjekte mit konkurrierenden Interessen gegenüberstehen und das ungeborene Leben vor der Schwangeren zu schützen ist, sondern dass es bei einer ungewollten Schwangerschaft um vielfältige Abhängigkeiten geht, die es in rechtlichen Regelungen angemessen zu berücksichtigen gilt.

Die Herausforderung besteht also darin, das Thema mit allen seinen Schattierungen in den Blick zu nehmen. Gerade aus theologisch-ethischer Perspektive ist es dringend geboten, unterschiedliche Narrative aufzugreifen, sich auf die Situation der Betroffenen einzulassen und nach angemessenen Beschreibungen des ethischen Konfliktes jenseits von Schlagworten („Lebensschutz versus Selbstbestimmung“) zu suchen. Vor allem gilt es, angesichts der hohen Brisanz und Sensibilität des Themas auf normative Hammerschläge und scharfe Verurteilungen zu verzichten.

Dabei ist auch daran zu erinnern, dass es nicht nur um Fragen der Wahlfreiheit und Selbstbestimmung geht. Es geht auch um ökonomische Abhängigkeiten, denn das Großziehen eines Kindes ist noch immer mit dem höchsten (Alters-)Arbeitsrisiko verbunden. Es geht um Aufklärung und Zugang zu flächendeckender, wohnort- und zeitnaher gynäkologischer, medizinischer und psychosozialer Versorgung. Unsere medizinische Infrastruktur

macht es für ungewollt Schwangere immer schwieriger, innerhalb der Fristen geeignete Anlaufstellen und Beratungsstellen zu finden. Es geht um die gerechte Verteilung von sozialen Lasten in einer alternden Gesellschaft, die an Pflege- und Erziehungsnotstand leidet. Und es geht darum, über Stigmatisierungen zu sprechen – zum Beispiel darüber, ob es legitim ist, sich gegen Elternschaft zu entscheiden.

Vielfältiges Erleben

Fischer betont zu Recht, dass jede rechtliche Regelung des Schwangerschaftsabbruchs den lebensweltlichen Realitäten Rechnung tragen muss. Die Frage ist jedoch, was das bedeutet. Wer hat die Deutungshoheit über die Strukturen der Lebenswelt, die nach Fischer den entscheidenden Bezugspunkt der Ethik bilden? Wie kann in methodisch reflektierter Weise auf die Wahrnehmung und die Erfahrungen der Betroffenen zurückgegriffen werden, ohne ihnen einfach ein bestimmtes Erleben zu unterstellen?

Die Eindeutigkeit, mit der Fischer die „Antwort werdender Eltern“ auf die Frage, ob das ungeborene Leben bereits zur sozialen Welt gehört, aus angeblich „lebensweltlicher Perspektive“ beschreibt, irritiert uns nachhaltig. Woher weiß Fischer, dass es für werdende Eltern „schon in der frühen Schwangerschaft [...] ihr Kind [ist], das im Mutterleib heranwächst“? Gilt das in jedem Fall auch dort, wo die Schwangerschaft nie gewollt oder geplant war? Ist es überhaupt angemessen, Frauen, für die schon von Anfang an feststeht, dass sie die

Wer hat die Deutungshoheit über die Strukturen der Lebenswelt?

Schwangerschaft nicht austragen können oder wollen, als werdende Mütter zu adressieren (und ihre Partner als werdende Väter)?

Als was Schwangere das in ihnen heranwachsende Leben erleben, ist insbesondere in der frühen Schwangerschaft

SONDERANGEBOT!

(20% Rabatt im ersten Jahr)

22,22 €

(statt 27,80 €)

Gesamtpaket im Abo*...

Jetzt zum Sonderpreis abonnieren!

Mit allen wichtigen Materialien zur Ökumenischen FriedensDekade: Arbeitsheft, USB-Stick, Postkartenset, Plakat DIN A4, Friedenszeitung, Aufkleber und Miniaufkleber, Friedens-Bittgottesdienst der EKD, Gebetsleporello, Unterschriftenliste, Minifaltblatt und Falblatt zur FriedensDekade.



Plakat DIN A4



Arbeitsheft (Mappe)



Postkarten-Set
(3 Stk.)



Friedens-Zeitung



USB-Stick



Aufkleber



Gebetsleporello



Mini-Aufkleber

Bestelladresse:
Ökumenische FriedensDekade e. V.
Beller Weg 6, 56290 Buch/Hunsrück

Oder im Webshop unter:
www.friedensdekade.de

* Bitte beachten Sie: Für den Versand fallen zusätzliche Porto- und Verpackungskosten an.

UNSER
TIPP

1 Die Mindestlaufzeit eines Abonnements beträgt zwei Jahre. Sie erhalten im ersten Jahr unser jährlich neu erstelltes Gesamtpaket zum Sonderpreis von 22,22 €, in den Folgejahren zum Standardpreis von 27,80 €. Das Abonnement im Sonderangebot ist nach zwei Jahren jederzeit kündbar. Das Angebot ist nur gültig für Neu-Abonnent*innen.



vielfältig und kann letztlich nur von ihnen selbst, nicht aber von außen beschrieben werden. Dabei mag die eine Schwangere das Ungeborene als ihr Kind betrachten, die andere als kleines eigenes-und-doch-mit-mir-verbundenes, werdendes Wesen, die dritte als Fremdkörper in ihrem Leib, die vierte als noch etwas ganz anderes. Auf der Ebene subjektiven Wahrnehmens und Erlebens ist dies zunächst einmal ernst zu nehmen – auch wenn es den Erwartungen, mit denen schwangeren Frauen von christlicher und theologischer Seite begegnet wird, nicht immer entsprechen mag. Alles andere wäre ein fragwürdiger ethischer Paternalismus.

Methodische Schwierigkeiten

Der Versuch, die geltende rechtliche Regelung zum Schwangerschaftsabbruch unter Verweis auf das Erleben von Schwangeren zu rechtfertigen, wie Fischer es nicht nur in dem *zeitzeichen*-Beitrag, sondern auch in dem dort zitierten Aufsatz für die *Theologische Literaturzeitung* vom März dieses Jahres tut, ist also – vorsichtig formuliert – mit erheblichen methodischen Schwierigkeiten verbunden. Die Frage, „wie das vorgeburtliche Leben in den Normativitäten und Sinnstrukturen einer säkularen Lebenswelt gewissermaßen ‚drin liegt‘“, lässt sich nicht so ohne weiteres beantworten. Und wenn man sie beantworten wollte, wären zumindest erst einmal diejenigen zu befragen, die hier leiblich involviert und existenziell betroffen sind – nicht nur rhetorisch, wie Fischer es tut, sondern indem man sie selbst zu Wort kommen lässt. Das ist nicht trivial, denn ungewollt Schwangere reden selten offen über ihre Situation, vor allem, wenn sie sich tatsächlich für einen Abbruch entscheiden.

Natürlich entbindet das Hören auf reale Erfahrungen und Geschichten nicht von der theologischen und ethischen Reflexion. Blicken wir theologisch auf die Frage, so ist von der Beziehung Gottes zum Menschen – und zwar zunächst zum geborenen Menschen, hier also: der Schwangeren – auszugehen. Schöpfungstheologisch enthält die biblische Erzählung der Gott-Mensch-Beziehung drei wesentliche Elemente: Das Leben als Gabe Gottes, die Aufgabe, das eigene Leben in Verantwortung frei zu gestalten, und Gottes Zusage, in seiner/ihrer Vielgestalt (Schöpfer:in, Erlöser:in, Tröster:in et cete-

ra) mit jeder/m Einzelnen und seiner/ihrer gesamten – auch gefallenen – Schöpfung in Verbindung zu bleiben. Die Verbundenheit Gottes zum Menschen, die im Schöpfungsakt ihren Anfang nimmt und bleibend zugesagt wird (Gen 2,27; 9,8 ff.; Jes 43,1; Mt 28,20 und andere), geht biblisch gesehen mit dem Auftrag und dem Zutrauen einer – gegenüber Gott, sich selbst und anderen – verantwortlichen Lebensführung einher, im gleichzeitigen Wissen darum, dass Scheitern und Schuld unauflöslich zum menschlichen Leben dazugehören. Die Gnade Gottes – und damit unbedingte Solidarität – ist jedem/r dennoch zugesprochen – simul iustus et peccator. Zentral ist: Alle drei schöpfungstheologischen Elemente, und damit auch der damit einhergehende appellative Charakter, stehen gleichzeitig und gleichwertig nebeneinander.

Wie steht es um die Beziehung Gottes zum Ungeborenen? Biblisch wird häufig Psalm 139 („Du hast mich gebildet im Mutterleib ...“) zitiert, um zu begründen, dass Gottes Beziehung zum Menschen bereits vorgeburtlich bestünde und sich der Auftrag, fremdes Leben zu schützen, auch theologisch auf das Ungeborene beziehe. Nun spiegeln allerdings die Psalmen retrospektiv Lebens- und Gottese Erfahrungen geborener, erwachsener Menschen. In diesem Fall werden wir als Lesende mit hineingenommen in die Glaubenserfahrung der betenden Person, die sich nicht nur in der Gegenwart, sondern bereits „im Mut-

*Aus einzelnen
Bibelversen lässt sich
keine unmittelbare
Orientierung ableiten.*

terleib“ von Gott getragen erlebt. Über die Situation ungewollt Schwangerer und die Frage nach der Schutzwürdigkeit ungeborenen menschlichen Lebens ist damit noch nichts ausgesagt.

Wie zu den meisten ethischen Fragen der Gegenwart lässt sich also auch zum Schwangerschaftskonflikt aus einzelnen Bibelversen oder -passagen keine unmittelbare Orientierung ableiten. Stattdessen bedarf es einer komplexeren Hermeneutik, die die Bibel als Glaubenszeugnis in ihrer Gesamtheit betrachtet und auch die Perspektive der Rezipient:innen mit einbezieht. Dabei kann das von Fischer etwa in seinem Buch *Grundkurs Ethik* dargelegte

Verständnis des christlichen Glaubens und der christlichen Ethik aus unserer Sicht durchaus hilfreich sein. Nach Fischer ist der christliche Glaube nicht nur „eine kognitive Überzeugung in Bezug auf Gott, Mensch und Welt“, sondern „wesentlich eine bestimmte Weise der Wahrnehmung der Wirklichkeit“, die das Passivische, das Widerfahrene und Erlebte einschließt. Und christliche Ethik hat zur Aufgabe, „zu einem vertieften Verständnis und zu einer reflektierten Wahrnehmung derjenigen Praxis, oder besser: Lebensweise anzuleiten, die der christliche Glaube freisetzt, ja als die er sich wesentlich vollzieht“. Beides – christlichen Glauben und christliches Ethos – gebe es dabei immer nur in individuell angeeigneter Gestalt. Dieses Verständnis von christlicher Ethik bedeutet auch ein Zurücktreten von starken normativen Forderungen und lehrt ein Stück weit Bescheidenheit. Es bedeutet aber auch, wie Fischer selbst schreibt: „Die persönliche Sicht der Ethikerin oder des Ethikers ist daraus nicht zu eliminieren.“

Geist der Liebe

Was wäre, wenn wir als christliche Spurensucher:innen gemeinsam diesem Pfad folgen würden und fragen: Wie kann der Geist der Liebe, der dem christlichen Ethos entspringt, beim Thema Schwangerschaftskonflikt konkret werden? Wie spricht das Evangelium in die vielgestaltigen Lebenssituationen (ungewollt) Schwangerer hinein? Und wie in mein, dein, unser Denken und Fühlen – als Beitrag zu einer befreiten gesellschaftlichen Debatte über Schwangerschaftsabbrüche? Was es dazu braucht, ist vor allem eins: Gegenseitiges Erzählen und Zuhören – und eine Form des Gesprächs, bei der sich die Teilnehmenden nicht hinter dogmatischen Formeln verschanzen, sondern offenlegen, was sie glaubens-, wissenschafts- und lebensbiografisch geprägt hat, wie sie zu ihren Einschätzungen gelangt sind und was damit für sie auf dem Spiel steht.

Wir freuen uns daher sehr, dass die Redaktion von *zeitzeichen* unser Anliegen und unsere Idee aufgegriffen hat: Ab dem 30. September werden online auf www.zeitzeichen.net mehrere Beiträge aus unterschiedlichen Perspektiven von Frauen aus Kirche, Wissenschaft, Beratung und Frauenarbeit zum Thema Schwangerschaftskonflikt erscheinen. ◀

Drohkulisse aufgebaut

Wie Aserbaidshan eine Buchvorstellung in Deutschland behinderte

DAGMAR HELLER



Außenministerin Annalena Baerbock an der armenisch-aserbaidshanischen Grenze, November 2023.

Im Frühjahr 2024 kam es vor einer Buchvorstellung über armenische Kultur in Berlin zum Eklat, der schließlich zur Absage führte. Dahinter steht eine Geschichte, vor der die Kirchen in Deutschland die Augen nicht verschließen sollten, wie die Theologin Dagmar Heller aufzeigt. Sie ist Leiterin des Konfessionskundlichen Instituts in Bensheim und dort auch Referentin für Orthodoxie.

Seit dem 1. Januar 2024 gibt es die Republik Bergkarabach (armenisch: Arzach) nicht mehr. Bergkarabach war ein Teil der historischen armenischen Provinz Arzach und daher mehrheitlich von Armeniern besiedelt. In der sowjetischen Zeit erhoben

sowohl die Republik Aserbaidshan als auch die Republik Armenien Anspruch auf dieses Gebiet, das dann 1923 – zusammen mit Nachitschewan – vom Regime als autonomes Gebiet der Sowjetrepublik Aserbaidshan zugeteilt wurde. In der Folgezeit gab es immer wieder Proteste gegen diese staatliche Aufteilung, und nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion erklärte die Republik Arzach ihre Unabhängigkeit. Nach Pogromen und der Vertreibung der armenischen Minderheit aus Aserbaidshan kam es schließlich zum ersten Bergkarabach-Krieg zwischen 1992–1994, an dem auch Armenien beteiligt war. Dabei wurden Verletzungen der Menschenrechte auf beiden Seiten ausgeübt. Nach dem Waffenstillstand vom Mai 1994 kontrollierte Armenien einen großen Teil des Gebietes einschließlich einiger aserbaidshanischer Provinzen als ‚Pufferzone‘,

um weitere Angriffe auf Bergkarabach und die Grenzgebiete der Republik Armenien zu verhindern. Der Konflikt schulte weiter, und im Herbst 2020 kam es schließlich zu einem von manchen juristischen Experten als völkerrechtswidrig bezeichneten Angriff Aserbaidshans auf die Republik Arzach,

Seit Juni 2023 ist Bergkarabach vollständig von der Außenwelt abgeschnitten.

bei dem diese ein Drittel ihres Gebietes an Aserbaidshan verloren beziehungsweise die besetzten Provinzen zurückgeben musste (vergleiche zz 10/2021). Seit Dezember 2022 blockierte Aserbaidshan den einzigen Korridor und schnitt schließlich im Juni 2023 die Republik vollständig von der

Außenwelt ab, so dass es zu einer Hungersnot kam. Im September desselben Jahres wurde Arzach von Aserbaidschan mit Waffengewalt angegriffen und kapitulierte innerhalb eines Tages. Seither ist die überwältigende Mehrheit der etwa 120 000 armenischen Bewohner nach Armenien geflohen, obwohl Aserbaidschan ihnen Sicherheit innerhalb seiner Grenzen zusicherte. Das Misstrauen gegen Aserbaidschan liegt nicht nur bei den Arzach-Flüchtlingen tief, sondern die gesamte Situation hat große Ängste bei der Bevölkerung Armeniens hervorgerufen. Es bestehen Befürchtungen, dass Aserbaidschan weitere Angriffe plant und vor allem über die Region Syunik eine Landverbindung zu seiner Exklave Nachitschewan anstrebt.

Ein solcher Korridor würde den südlichen Teil Armeniens vom Rest des Landes abschneiden. Eine weitere Befürchtung, insbesondere in kirchlichen und kulturschaffenden Kreisen, betrifft die armenischen Kulturgüter in Bergkarabach. Dort gibt es einige historisch und architektonisch bedeutende armenische Klöster und Kirchen. Aufgrund der Erfahrung in Nachitschewan, wo ein Großteil des vorhandenen armenischen Kulturerbes systematisch zerstört wurde, besteht nun die Sorge, dass die Bau- und Denkmäler in Arzach das gleiche Schicksal erwartet, denn es gibt Hinweise dafür, dass Aserbaidschan versucht, alle Beweise für die historische Existenz des armenischen Volkes auf seinem Gebiet auszulöschen.

Auf diesem Hintergrund sind die Vorgänge zu sehen, die sich im März dieses Jahr in Berlin zutragen. Im Sommer 2022 hatte in Armenien eine interdisziplinäre, internationale, wissenschaftliche Tagung stattgefunden, bei der von Wissenschaft-

tete sich diese Präsentation schwieriger als gedacht und rief bei ihren Organisatoren und Organisatorinnen die Frage auf, wie es möglich ist, dass in Deutschland eine wissenschaftlich fundierte Veranstaltung durch Vertreter eines fremden Landes behindert werden kann. Geplant war die Präsentation des genannten Buches, gerahmt durch drei Vorträge, die das Thema in einen breiteren Kontext stellen und seine Aktualität deutlich machen sollten. Dabei handelte es sich um eine Darstellung der Situation aus armenischer Perspektive, um eine Einordnung im Kontext der geopolitischen Entwicklung im Südkaukasus sowie um die Vorstellung von Ergebnissen des Forschungsprogramms Caucasus Heritage Watch auf der Basis von Satellitenaufnahmen.

Vorwurf der Einseitigkeit

Als Ort für die Veranstaltung bot die Deutsche Gesellschaft für Auswärtige Politik (DGAP) ihre Räumlichkeiten in Berlin an. Sobald die Veranstaltung aber publik gemacht worden war, erhielt die DGAP von der aserbaidschanischen Botschaft die massive Aufforderung, die Veranstaltung

abzusagen. Als man dem nicht nachkam, wurde gefordert, einen aserbaidschanischen Wissenschaftler mit in die Liste der Vortragenden aufzunehmen – so, wie die Veranstaltung geplant sei, sei sie einseitig.

Aus der digitalen Korrespondenz ging hervor, dass sich die aserbaidschanische Seite offenbar bereits daran stieß, dass der armenische Name für die Region, „Arzach“, im Titel des Buches enthalten ist. Viel erschreckender waren aber der Ton und die Aggressivität, mit denen hier vorgegangen wurde. Es blieb nicht bei der Intervention der aserbaidschanischen Botschaft, sondern zahlreiche GONGOS (Government-organized non-governmental Organizations) schalteten sich ebenfalls ein, in deren Mails dann auch Vorwürfe wie „Islamophobie“ auftauchten und Drohungen artikuliert wurden. Schließlich wurde von aserbaidschanischer Seite eine Demonstration am Ort der Veranstaltung angemeldet. Als auch diese Ankündigung nicht dazu führte, dass die Veranstaltung abgesagt wurde, meldeten sich plötzlich in großer Zahl aserbaidschanische Teilnehmer zur Veranstaltung an. Die Drohkulisse, die in der Korrespondenz aufgebaut worden war,

Foto: dpa



Die geplante Buchpräsentation in Berlin geriet in den Fokus aserbaidschanischen Protests.

lern aus Deutschland, der Schweiz und Armenien Fragen zum kulturellen Erbe der Armenier in Arzach aus der Perspektive verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen behandelt wurden. Anfang März 2024 konnte die Dokumentation dieser Tagung in einem mehrsprachigen Band (mit dem Titel „Das kulturelle Erbe von Arzach. Armenische Geschichte und deren Spuren in Bergkarabach“) der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Allerdings gestal-

ließ befürchten, dass es hier nicht um eine sachliche Diskussion ging, sondern darum, die Veranstaltung zu stören. Ergebnis war schließlich, dass die Veranstaltung rein digital durchgeführt wurde und dadurch wesentlich mehr Teilnehmende hatte, als sich für die Präsenzversion angemeldet hatten. Damit können die Veranstalter letztlich zufrieden sein; das Buch wurde angemessen einer interessierten Leserschaft präsentiert. Aber es bleibt ein ungueter Nachgeschmack: Warum soll es nicht möglich sein, die armenischen Kulturgüter, die es in Bergkarabach zweifellos gibt, in ihrer Bedeutung für die armenische Geschichte, in ihrer Bedeutung für die christliche Kunst, und in ihrem Kontext des armenischen Traumas zu betrachten? – Vermutlich deshalb, weil aus der genannten Tagung auch ein Aufruf hervorging (im besagten Buch abgedruckt), in welchem es um die Bewahrung dieses Kulturerbes geht. Und dahinter wiederum steht die Befürchtung, dass vor allem die architektonischen Zeugnisse dieses Erbes durch die Machtübernahme Aserbaidschans in Bergkarabach bedroht sind. Dass diese Befürchtung nicht unbegründet ist, hatte sich bereits am Beispiel Nachitschewans

gezeigt. Nachitschewan ist eine Exklave Aserbaidschans, die – ähnlich wie Bergkarabach – ursprünglich eine starke armenische Bevölkerung hatte. Wie unter anderem die Untersuchungen von Caucasus Heritage Watch gezeigt haben, wurden dort die meisten Zeugnisse armenischer Population

Die Konzentration der Veranstaltung auf die Bedrohung armenischen Kulturguts war gerechtfertigt.

systematisch vernichtet. So wurde kürzlich bestätigt, dass die armenische Kirche in Shushi im Gebiet Arzach seit dem Frühjahr 2024 bereits nicht mehr auf den Satellitenbildern zu sehen ist. Es könnte sein, dass sie genau in dem Zeitraum zerstört wurde, in dem auch die Buchpräsentation in Berlin fiel.

Dass sich die Veranstaltung auf die Bedrohung des armenischen Kulturguts konzentrierte, war also durch die aktuelle Situation gerechtfertigt, denn zum fraglichen Zeitpunkt war das aserbaidische Kulturgut in keinerlei Weise gefährdet, wohl aber das armenische – wie auch das Europä-

ische Parlament bereits in einer „Entschließung des Europäischen Parlaments zur Zerstörung von Kulturerbe in Bergkarabach“ im März 2022 feststellte. Dennoch wurde auch die Frage nach dem aserbaidischen Kulturgut in Bergkarabach während der genannten Veranstaltung nicht ausgeblendet: In seinem Vortrag legte Prof. Dr. Adam T. Smith von Caucasus Heritage Watch aus den USA Untersuchungen der Zerstörung aserbaidischer Architektur in Bergkarabach nach der Eroberung aserbaidischer Siedlungen durch Armenier 1994 dar. Sein Fazit war, dass es zwar auch von der armenischen Seite zu Zerstörungen kam, diese allerdings ganz offensichtlich nicht systematisch geplant, sondern Gelegenheitsereignisse waren. Anders kann man in Nachitschewan hingegen deutlich sehen, dass es sich dort um eine systematische Ausradierung armenischer Spuren handelt. Sehr bald nach der Eroberung hat Aserbaidschan das Parlamentsgebäude in Stepanakert, dem inzwischen entvölkerten ehemaligen Regierungssitz der Republik Bergkarabach, abgerissen. Am Ort dieses Gebäudes wurde vom aserbaidischen Präsidenten Aliyev dann das sogenannte Nowruz-Feuer angezündet und diese Handlung als „Endreinigung“ Bergkarabachs bezeichnet.

Komplizierte Geschichte

Ein jüngst im Auftrag der aserbaidischen Botschaft publiziertes Buch „Christliches Leben in Aserbaidschan“ bekräftigt den bisher entstandenen Eindruck, dass hier Geschichtsklitterung geschieht: In dem Buch wird die armenische Kirche zwar erwähnt, aber interessanterweise eine so genannte albanisch-udinische Kirche viel stärker hervorgehoben. Dies ist eine Kirche, die bis ins Frühmittelalter als unabhängige Kirche existierte, aber deren Mitglieder sich – sofern sie nicht zum Islam konvertierten – bis auf eine Handvoll Gemeinden entweder der armenischen oder der georgischen Kirche angeschlossen haben.

In Aserbaidschan gibt es nun Bestrebungen, die wenigen noch existierenden Gemeinden als „Albanische Kirche“ wieder aufleben zu lassen. So wird das Narrativ verbreitet, die Armenier seien erst nach dem russisch-türkischen Krieg durch den Zaren

Lastwagen mit Flüchtlingen aus Berg-Karabach im Südkaukasus, September 2023.



RITA FAMOS

Für Gemeinschaft und Zugehörigkeit

Das schweizerische Schulwesen und die Rolle der Kirche

Auf ihre Schulen sind die Schweizerinnen und Schweizer stolz. Besonders die öffentliche Schule genießt einen guten Ruf. Die Schweiz ist eines der wenigen OECD-Länder, in denen die Schülerinnen und Schüler öffentlicher Schulen denjenigen von Privatschulen leistungsmäßig überlegen sind. Diese Stärke der öffentlichen Schulen passt zum nationalen Selbstverständnis: Gemäß PISA-Studie liefern sie gute Ergebnisse – gut, nicht exzellent. Doch sie bieten eine hohe Integrationskraft, liegt doch die Anzahl der Schülerinnen und Schüler mit Migrationshintergrund bei 26 Prozent. Vergleichsweise wenige Jugendliche brechen vorzeitig die Schule oder Ausbildung ab und weniger als fünf Prozent besuchen eine Privatschule. Die Reformation war ein bedeutender Treiber dieser Erfolgsgeschichte. Reformatoren wie Huldrych Zwingli und Johannes Calvin betonten die Bedeutung der Bildung für alle und öffneten Schulen auch für Mädchen. Diese Wurzeln werden besonders von jenen gerne betont, die sich für religiöse Bildung und die christlich-theologische Mitgestaltung dieser Bildung an öffentlichen Schulen einsetzen. Zur historischen Wahrheit gehört aber auch, dass auf dem Weg zu dieser erfolgreichen Volksschule konfessionelle und weltanschauliche Interessen moderiert, ausgeklammert und zurückgedrängt werden mussten. Besonders wichtig war dabei der seit der Totalrevision der Bundesverfassung von 1874 für alle Kinder eingeführte obligatorische, unentgeltliche und bekenntnisunabhängige Unterricht. Der kirchliche Einfluss wurde im Kulturkampf staatlich zurückgebunden, die Kantone erhielten das Recht und die Pflicht, öffentliche Schulen zu betreiben. Dies führte zu einem flächendeckenden Schulsystem mit Grundschulen, Sekundarschulen



Foto: EKS

und später auch Gymnasien. Diesem flächendeckenden Schulsystem steht ein kantonal fragmentierter Flickenteppich an Verordnungen zum Religionsunterricht gegenüber. Deshalb schauen wir mit Bewunderung und auch ein wenig Neid nach Deutschland, wo Religions- und Ethikunterricht zum festen Bestand jeder schulischen Laufbahn gehört – das ist bei uns so nicht der Fall. In der Schweiz ist der konfessionelle Religionsunterricht fakultativ und getrennt vom restlichen Unterricht. Während dies

als Bedeutungsverlust der Kirche gesehen werden kann, bietet es aber auch die Chance für eine Neudefinition ihrer Rolle. Andererseits vermittelt der schulische Ethik-Religionen-Gemeinschaftsunterricht nicht primär religiöse Inhalte, sondern soll – entlastet durch den konfessionellen Unterricht – Pluralismus und Dialogfähigkeit fördern. Im Gegenzug kann die Kirche in ihrem Katechetikunterricht unverschämt konfessionell für das einstehen, wozu sie berufen ist. Die kirchliche konfessionelle Bildung kann sich als ein Ort der Glaubens- und Wertevermittlung positionieren, die unabhängig vom staatlichen Bildungssystem operiert, aber dennoch einen wichtigen Beitrag zur Gesellschaft leistet. Auch in Bildungsfragen sind wir keine Staatskirche mehr. Aber auch keine Kirche gegen den Staat. Wir sind Kirche im Staat für die Menschen, die mehr als Staat, nämlich Gemeinschaft und Zugehörigkeit wollen. Als solche geben sich unsere konfessionell gebildeten Mitglieder als christliche Bürgerinnen und Bürger wiederum in den Staat ein. ◀

Rita Famos ist Präsidentin der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz und Herausgeberin von *zeitzeichen*.

gegen Ende des 19. Jahrhunderts im Gebiet Karabach angesiedelt worden und hätten die albanische Kirche zerstört, die aber nun wieder aufgebaut werde. Das genannte Buch zeigt daher gleich auf der ersten Seite eine armenische Kirche mit der Bildunterschrift „Albanisch Kaukasische Kirche“. Die Geschichte des Südkaukasus und der Region Bergkarabach ist kompliziert, aber es ist auf jeden Fall deutlich, dass es bereits eine frühe armenische Besiedlung gab und durch das Mittelalter hindurch bis ins 18. Jahrhundert Bergkarabach von armenischen Fürsten regiert wurde. Die Region spielt für die kulturelle Geschichte Armeniens und der Armenischen Apostolischen Kirche eine wichtige Rolle.

Die Befürchtungen hinsichtlich der Zerstörung dieser Kulturgüter müssen aber auch auf dem Hintergrund des Genozids an den Armeniern während des 1. Weltkriegs im Osmanischen Reich gesehen werden. Denn die Republik Armenien hat eine lange gemeinsame Grenzen mit der Türkei im Westen und im Osten mit Aserbaidschan. Beide Staaten leugnen den Völkermord und haben 2020 im Krieg gegen Bergkarabach eng zusammengearbeitet. Es wird vermutet, dass ohne türkische Hilfe die Niederlage der Armenier unmöglich gewesen wäre.

Moralische Mitverantwortung

Aus diesem Grund ist die gesamte Situation in ökumenischer Hinsicht eine Herausforderung, gerade für deutsche Kirchen. Denn Deutschland hat moralisch eine Mitverantwortung für die Vorgänge in der Türkei 1915, als das Deutsche Reich trotz eindeutig vorhandener Informationen nicht einschritt. Das Osmanische Reich war ein enger Verbündeter, und Deutschland wollte die Türkei im Krieg auf seiner Seite haben, „gleichgültig ob darüber Armenier zugrunde gehen oder nicht“ (Zitat von Reichskanzler von Bethmann Hollweg, 1915). Das damals dem armenischen Volk zugefügte Trauma kommt bei diesen gegenwärtigen Ereignissen und der Untätigkeit der EU wieder an die Oberfläche und darf in den ökumenischen Beziehungen nicht vernachlässigt werden. Daher muss die wissenschaftliche Erforschung dieses kulturellen Erbes weiter unterstützt werden. Es handelt sich nicht nur um das Erbe eines Volkes, dem sich Deutschland besonders verpflichtet fühlen sollte, sondern auch um gemeinsames christliches Kulturgut. ◀

Gegen eine Kirche zum Fürchten

Manche katholische Theologiestudierende haben Angst davor, ihre Meinung zu sagen

MARLIES PRINZ

Angst ist nicht immer rational. Angst kommt manchmal ganz plötzlich, ohne dass man genau weiß, warum oder wieso. Manchmal verschwindet sie auch wieder schnell. Ohne Erklärung. Aber manchmal bleibt sie auch. Ist immer irgendwie da, nicht unbedingt an der Oberfläche, aber doch im Hintergrund, im Hinterkopf. Manchmal ganz leise, kaum existent, und dann wieder so laut, dass alles andere in diesem Moment ganz klein und unwichtig erscheint. Angst braucht Raum, Angst geht auf Kosten von anderen Dingen.

Wenn die Angst nicht da ist, erscheinen die Gründe, aus denen man sie empfindet, oft einfach lächerlich. Das ist doch nichts, vor dem man Angst haben muss, Angst haben soll. Aber Angst ist eben nicht rational. Und wenn sie kommt, dann erscheinen diese „kleinen“ Gründe unüberwindbar. Furchteinflößend. Angstmachend.

Auch Theologiestudierende haben Angst. Nicht nur die Angst, Prüfungen nicht zu schaffen, sondern eine Angst, die ihre ganz persönlichen Ansichten betrifft. Angst, Ärger zu bekommen, weil sie ihre Meinung sagen. Angst, später keinen Job zu finden, weil sie sich kirchenpolitisch auf der „falschen“ Seite positionieren. Angst, einen unwiderruflichen Stempel aufgedrückt zu bekommen, weil sie kirchenpolitische Aktionen setzen. Häretisch! Nicht mehr katholisch!

Da ist die Angst, in der Universität offen zu sagen, was man denkt. Es gibt die Momente, da überlegt man zweimal, was man sagt. Denn man weiß, wie der Professor denkt, man weiß, dass man bei der Professorin noch eine Prüfung machen muss. Aber, touché, diese Überlegungen gibt es bei Studierenden aller kirchenpolitischen Richtungen. Aber dann ist da noch die andere Angst. Die Angst, die mit dem Später zusammenhängt. Mit Berufsrisiken und Existenzen. „Ich habe nur manchmal ein

bisschen Angst, da ich ja später in den kirchlichen Dienst gehen möchte“, hat mir einmal eine Freundin geschrieben, die in Deutschland Theologie studiert. Und das nicht in einem Kontext, in dem wir einen Sturm auf den Vatikan geplant hätten. Ganz ohne konkrete Vorstellungen ging es um kirchenpolitisches Engagement. Um das Thematisieren von Ungleichberechtigung und Diskriminierung. Dabei taucht Angst auf. Werde ich das später bereuen?

Am deutlichsten wird das bei denen, die in die wissenschaftliche Theologie an den Universitäten einsteigen möchten. Denn immer wieder wird ein *Nihil Obstat*, die päpstliche Lehrerlaubnis für Professor*innen an katholisch-theologischen Fakultäten, beantragt und auch verwehrt.

Das macht etwas mit Studierenden. Wenn Professor*innen raten, bestimmte Themen lieber nicht in Abschlussarbeiten zu behandeln, weil das negative Auswirkungen auf eine spätere wissenschaftliche Karriere hat. Da sinkt das wissenschaftliche Niveau, weil manche Themen nicht behandelt werden. Es schädigt Menschen und Karrieren, schädigt das Vertrauen in die katholische Kirche.

Aber auch abseits des wissenschaftlichen Bereichs verstummt die Angst nicht. Als Theologiestudentin weiß ich schon heute, dass ich in der Pfarrei oder in der Diözese einmal einen Priester als Chef über mir haben werde. Egal, wie gut ich ausgebildet bin, wie gut ich meine Arbeit mache, als Frau kann ich in der katholischen Kirche nicht geweiht werden. Und bin in der Hierarchie *Kleriker – Lai*innen* so automatisch unten.

Diese Ängste werden kleiner, wenn man mit Priestern interagiert, die genauso für

Gleichberechtigung und Mitbestimmung eintreten. Und sie werden stärker, wenn man Briefe von Priestern bekommt, die einem die Hölle prophezeien, weil man Mitglied einer Kirchenreforminitiative ist.

Und so überlegt man sich zweimal, ob man einen Text veröffentlicht, in dem man den Vatikan kritisiert, ob man auf einem Foto einer queeren Aktionsgruppe zu sehen sein möchte und ob man bei einem kirchenkritischen Theaterstück mitspielt und sich dafür als Bischöfin verkleidet. Denn das Internet vergisst nicht.

Werde ich es bereuen?

Ich weiß, dass ich keine Angst haben sollte. Ich sollte mutig zu meiner Meinung stehen. Sollte für meine Überzeugungen eintreten. Manchmal tue ich das. Habe keine Angst, sondern stehe zu meinen Meinungen und handle dementsprechend. Aber manchmal ist die Angst da und geht nicht mehr weg. In solchen Momenten fahre ich mein Engagement zurück, schweige, verrate Werte.

Oft kennt man den genauen Grund für Angst nicht. Aber hier ist er eindeutig: Grund ist eine Kirche, die Gewaltenteilung und Mitbestimmung nicht kennt. Die durch den Ausschluss der Frauen von den Weihenämtern eine Zwei-Klassen-Gesellschaft geschaffen hat. Die Diskriminierung nicht nur nicht unterbindet, sondern durch ihre Strukturen fördert.

Und das führt zu Angst. Angst vor der Zukunft, Angst um die Existenz, Angst um die Meinungsfreiheit und um das eigene Gewissen, wenn man wieder einmal schweigt. Angst, die die Kirche über kurz oder lang zerstören wird. Denn wer immer Angst hat, ist irgendwann weg. ◀

Marlies Prinz studiert katholische Fachtheologie in Innsbruck und ist bei der Reformbewegung „Wir sind Kirche“ engagiert.



Foto: Prinz

Es gibt die Momente, da überlegt man zweimal, was man sagt.



NAHAUFNAHMEN

Drei Lehrer

Ein Quereinsteiger, ein Fast-Pensionär und ein Religionslehrer berichten aus dem Unterricht.

Seite 26

CHRISTIAN FÜLLER

Immer in der Krise

Die deutschen Schulen kommen nicht heraus aus dem Krisenmodus. Woran liegt das?

Seite 29

D. TEGGE/A. PREUSSKER

So geht es besser

Wie Träger des Deutschen Schulpreises aus den vergangenen Jahren die Probleme angehen.

Seite 32



Foto: picture alliance/Noah Wedel

Schulen unter Druck

Der PISA-Schock vor 25 Jahren hat den Deutschen gezeigt, wie ungerecht ihre Schulen sind und wie schwach ihre Schüler:innen im internationalen Vergleich abschneiden. Doch statt Problemlösungen werden unseren Schulen immer wieder neue Defizite attestiert. Warum bleibt Bildung eine Dauerbaustelle? Wie könnte es besser gehen? Und welche Rolle können evangelische Schulen dabei spielen?

STEPHAN KOSCH

Gemeinde auf Zeit

Was an evangelischen Schulen anders als an anderen Schulen ist.

Seite 35

INTERVIEW

Puste ausgegangen

Gespräch mit dem Bildungsforscher Olaf Köller über PISA, Lehrermangel und KI.

Seite 38

Allein vor der Klasse

Drei Lehrer berichten aus ihrem Alltag

„Nicht nur Defizite sehen“

Andreas Meier (Name geändert), 53, ist im Quereinstieg Grundschullehrer geworden. Trotz vieler Herausforderungen hat er diese Entscheidung nicht bereut.

Seit zwei Jahren bin ich Lehrer an einer Berliner Grundschule. Zuvor habe ich viele Jahre in der Medienbranche gearbeitet, zuletzt als Pressereferent in einem großen Verband. Der Job war völlig in Ordnung, die Bezahlung stimmte, ich hatte nette Kollegen und Kolleginnen. Aber ich hatte zunehmend weniger Spaß an meiner Arbeit, konnte die Frage nach dem Sinn meines Tuns nicht mehr beantworten. Es war klar, ich musste mir mit Anfang 50 nochmal was anderes suchen.

Es reizte mich, Lehrer zu werden. Ich erkläre gerne, kann ganz gut mit Kindern umgehen und vor allem wollte ich der weit verbreiteten Klage über die schlimmen Zustände an unseren Schulen zumindest in puncto Lehrermangel etwas entgegensetzen. Meine eigenen Kinder sind schon groß und brauchen weniger Aufmerksamkeit, meine Frau verdient gut, weshalb wir die finanziellen Einbußen verkraften können. Ich verdiene etwa 30 Prozent

weniger als in meinem vorherigen Job, bin aber auch noch in der Ausbildung. Dafür ist die Vergütung durchaus attraktiv. Ich gebe 17 Unterrichtsstunden in der Woche, an einem Tag pro Woche bin ich im Studium und lerne vor allem Fachdidaktik.

Eigentlich soll ich während der Ausbildung nur als Zweitlehrer eingesetzt werden. Aber die Personaldecke ist so dünn, dass ich schon ab dem zweiten Tag allein vor der Klasse stehen musste, weil ich auch Musik unterrichte. Und dieser Anfang hat mich ziemlich überfordert. Die Kinder verhalten sich nicht einfach mehr so, wie ich es aus meiner Schulzeit kannte. Ein Kind aus der dritten Klasse ist einfach während des Unterrichts aufgestanden und weggelaufen. Sollte ich nun hintergehen und die anderen allein lassen? Wie löse ich solche und viele andere Probleme mit der Disziplin?

Dabei will ich den Kindern gar keinen Vorwurf machen. Ich bin ja derjenige, der ihnen was beibringen soll. Aber ich fühlte mich schon ziemlich ins kalte Wasser geworfen und habe mich so manches Mal gefragt: „Was tue ich den Kindern da an?“ Eigentlich kann ich das nur damit rechtfertigen, dass es derzeit viel zu wenige gut ausgebildete Lehrkräfte gibt. Wenn ich nicht vor der Klasse stünde, würde da niemand stehen und sie unterrichten.

Mit der Zeit werde ich auch besser. Es ist ein wirkliches Erfolgserlebnis, wenn eine Schülerin, die lange Zeit nur große Buchstaben aneinandergereiht hat, irgendwann Groß- und Klein-



schreibung versteht und beginnt, richtige Wörter zu schreiben. Mein Eindruck ist: Wir müssen wegkommen von dem ständigen Klagen über die Defizite im Lernstand der Kinder. Stattdessen sollten wir betonen, was die Kinder gelernt haben, und uns über diese Erfolge mit ihnen freuen.

Manchmal wünsche ich mir mehr Staat und mehr Verantwortungsübernahme. Wenn Eltern nicht zu vereinbarten Terminen erscheinen, kann ich nicht mit ihnen über Probleme ihrer Kinder reden. Manche sind an dieser Schule auch fehl am Platz, weil ihnen die Vorschule fehlt. Sie können nicht bis zehn zählen, ihre Schuleignung wurde nicht untersucht, aber sie sind trotzdem auf der Schule.

Viele der Schüler:innen kommen aus bildungsfernem Milieu, ihnen wurde nicht schon als Kleinkind vorgelesen, sie haben kein Instrument gelernt, kennen keine Bibliothek von innen. Einige haben auch eine Fluchterfahrung mit schrecklichen Erlebnissen hinter sich, sprechen wenig Deutsch. Das Problem ist, dass diese in puncto Bildung recht bedürftigen Kinder nun in eine Schule kommen, in der totaler Ressourcenmangel herrscht. Lehrpersonal, Räume, Materialien – von allem ist immer viel zu wenig da. Wenn ich Farbkopien brauche, muss ich sie selber bezahlen.

Dennoch habe ich meine Entscheidung bislang nicht bereut. Ich bin zwar in jeder Minute vor der Klasse gefordert, muss zu Hause viel Zeit in die Unterrichtsvorbereitung stecken und sehe an vielen Stellen Probleme. Aber meine Arbeit wird im Kollegium wertgeschätzt. Und die Sinnfrage habe ich mir bislang noch nicht wieder gestellt.

PROTOKOLL: STEPHAN KOSCH



Foto: dpa

„Die volle Breitseite“

Klaus Beckmann, 57, Pfarrer, unterrichtet seit 2020 an einer Berufsbildenden Schule Religion.

Nach dem 7. Oktober 2023 kam die volle Breitseite. Ich unterrichtete Reli im Klassenverband, ohne Abwahloption zu „Ethik“, oft in muslimisch dominierten Klassen, wie es an Berufsschulen Standard ist. So traf die Verhetzung durch Erdogan, Al Jazeera und TikTok meinen Unterricht mit Wucht. Kollegen aus „neutralen“ Fächern tauchten ab, mancher fürchtete Bürgerkrieg im Haus. Der Relilehrer konnte nicht kneifen, wollte es auch nicht. Was drinsteckte in jungen Köpfen, platzte heraus. Ende aller Illusion. Und wie angemessen reagieren, laufen Absolventinnen zur Zeugnisausgabe mit Palästinaflagge auf?

Leisere und selbständigere Töne, immer wieder dazwischen, bestärkten mich, dem rationalen Argument doch zu trauen. Ein assyrisch-christlicher Azubi bat mich diskret, nachdrücklicher historische Fakten zum Nahostkonflikt zu vermitteln, ihn belaste das hohle Hassgeschrei anderer Migranten. Im Unterricht erwies sich schnell: Die lautesten Wortführer hatten von den Zusammenhängen die geringste Ahnung, Hass auf Israel kompensierte Frust und Unterlegenheitsgefühl. Unter vier Augen bedankte sich ein schüchterner Türke, weil er jetzt alles besser einordnen könne.

Junkiemäßig hingen viele junge Menschen an ausländischer Propaganda. Eine Schülerin erklärte im Unterricht, was „ihr Land“ sage, zähle für sie mehr als die deutschen Medien, denen sie misstrauete. Sie folge dem, was sie fühle. Meine Rückfrage, wieso sie als Volljährige hier lebe und lerne, blieb ohne Antwort. Überhaupt steht Medienpädagogik auf verlorenem Posten; sie müsste früher und gründlicher ansetzen. Ging es an religiöse Inhalte, waren viele Muslime, die demonstrativ ihre Community feierten, genauso blank wie junge Christen. Einzelne überraschten immer wieder: Kopftuchträgerinnen äußerten differenzierte Meinungen, wäh-

Mit vollem Deputat versorgte ich rund 350 Lernende ein bis zwei Stunden pro Woche.

rend grenzwertig locker bekleidete Schülerinnen harte islamistische Phrasen raushauten. Ein Russlanddeutscher stand kritisch-reflektiert gegen Putin. Das gab es, jedoch sehr selten.

Bedrängend für den Ein-Nebenfach-Lehrer ist die schiere Zahl der Gesichter. Mit vollem Deputat versorgte ich 18 Klassen – ein oder zwei Stunden pro Woche –, rund 350 Lernende. Bis Schuljahresende griff ich bei Namen daneben. Dergleichen stresst und schadet pädagogisch. Ein Lehrer sollte die reelle Chance haben, seine Schüler zu kennen.

Religiöse Themen sind keineswegs obsolet. Im Gegenteil: Fragen um „Woher“, „Danach“ und „Ob es die Hölle gibt“ be-

schäftigen junge Menschen intensiv. Wenn ich von meinem Glauben an den gekreuzigten Christus sprach, wurde zugehört. Das gesellschaftliche Wegbrechen der Kirchen hingegen untergräbt den Reli-Unterricht; seine Akzeptanz leidet, bei Schülern, im Lehrerkollegium und politisch. Es reicht eben nicht, als das Fach zu gelten, das freundlich gute Noten verschleudert.

Wichtig wäre genügend zeitlicher Freiraum für Schulseelsorge, zudem ein Islamunterricht mit solider aufgeklärter Basis. Dafür allerdings müsste Bildung nicht nur am Sonntag gelobt, sondern effektiv politisch gefördert werden.

KLAUS BECKMANN

„Fruchtbare Doppelung“

Peter Schultze, 59, aus Hamburg, ist seit über dreißig Jahren als Gymnasiallehrer für Musik und Biologie tätig. Er wollte schon immer in die Schule und ist noch gerne dort.

Das ich Lehrer werden wollte, war mir eigentlich schon immer klar – jedenfalls seit ich selbst als Schüler ab Ende der 1970er-Jahre darüber nachzudenken begann, was aus mir beruflich einmal werden könnte. Die Gründe waren zum einen, dass ich selten Hemmungen hatte, vor größeren Gruppen zu sprechen, was ja als Lehrer durchaus von Vorteil ist, und zum anderen, dass ich selbst – obwohl kein besonders herausragender Schüler – mich in der Schule immer wohlfühlt habe. Ich habe die beiden Fächer studiert, die ich selbst als Leistungskurse hatte: Musik und Biologie. Ich studierte ab Mitte der 1980er-Jahre in Hannover und habe dann nach dem ersten Examen doch gezögert, ins Referendariat zu gehen, weil ich kurzfristig überlegte, als Geiger Berufsmusiker zu werden. Das probierte ich aus, während ich pro forma Philosophie studierte. Es machte mir viel Freude, aber mir wurde bald klar, dass ich so nicht dauerhaft mein Leben fristen könnte – also ohne die finanziellen Vorteile, die ein Studentenausweis mit sich brachte. Deswegen absolvierte ich das Referendariat in Wilhelmshaven.

Seit fast dreißig Jahren bin ich nun als Gymnasiallehrer für Musik und Biologie in Hamburg und habe selbst schon viele Referendarinnen und Referendare ausgebildet. Verglichen mit unserer Ausbildung Anfang der 1990er-Jahre, tun mir die jungen Kolleg:innen ein bisschen leid, denn sie haben es sehr deutlich schwerer als wir, da sie von Anfang an quasi aus dem Stand heraus

Mir tun die jungen Kolleg:innen ein bisschen leid, denn sie haben es sehr deutlich schwerer als wir.

unterrichten müssen. Kein Wunder, denn ich denke, dass heute aus finanziellen Gründen LiVs (Lehrer:innen im Vorbereitungsdienst) schon während der Ausbildung als Lehrkräfte eingeplant und dementsprechend im Einsatz sind. Keine gute Entwicklung. Ich bewundere aber immer wieder, wie engagiert und mutig die Jungen zu Werke gehen! Das freut mich sehr, denn ich finde, Lehrer ist ein wunderbarer Beruf, und die etwa sechs Jahre, die ich nun

noch bis zur Pensionierung vor mir habe, stehen mir keinesfalls besonders bevor. Ich versuche, so gut es geht, lähmender Routine vorzubeugen, und gestatte mir durchaus, meine eigenen Konzepte und Methoden immer wieder auf den Prüfstand zu stellen. Das ist wichtig, sonst ist man selbst nicht glücklich und die Schülerinnen und Schüler sind es auch nicht.

Ich habe das Glück, dass ich immer auch noch – nebenberuflich sozusagen – als Musiker in professionellen Ensembles tätig gewesen bin. Deswegen hatte ich nie volles Stundendeputat, sondern meistens eine Dreiviertelstelle. Für mich ist das eine sehr gute Kombination, und ich bin froh, dass ich es seit Jahrzehnten so einrichten kann. Ich denke, diese fruchtbare Doppelung – denn ich bekomme durch mein aktives Musizieren auch immer wieder Stoffe und Anregungen für meinen Musikunterricht – sorgt auch dafür, dass ich mir meinen Elan für die Schule erhalten konnte.

Natürlich hat sich sehr viel geändert seit Mitte der 1990er-Jahre: Fast die Hälfte aller Schüler:innen eines Jahrgangs geht heute aufs Gymnasium, immer mehr Schülerinnen und Schüler haben Probleme mit der deutschen Sprache, weil zuhause eine andere Sprache gesprochen wird. All das macht das Unterrichten nicht einfacher, aber andererseits bereichert dieser Input aus verschiedenen Kulturen auch unseren Schulalltag, unser Leben und unser Land. Ich jedenfalls freue mich auf meine letzten Jahre als Lehrer, wobei ich dann – in ein paar Jahren – sicherlich auch in Frieden loslassen kann. Den Bogen als Streicher kann ich hoffentlich noch etwas länger in der Hand halten, denn ohne Musik zu leben, scheint mir doch schwerer vorstellbar als ein Leben ohne Schule.

PETER SCHULTZE



Foto: dpa

Die ewige Baustelle

Warum das deutsche Bildungssystem nicht aus der Krise kommt

CHRISTIAN FÜLLER



Foto: dpa

Vor fast 25 Jahren zeigte der berühmte PISA-Schock den Deutschen, wie ungerecht ihr Schulsystem ist. Heute ist die Bildungslage der Nation tatsächlich noch kritischer – trotz exzellenter Einzelschulen. Der auf Bildungsthemen spezialisierte Journalist Christian Füller beschreibt die Dauerbaustellen an deutschen Schulen und einige Lichtblicke.

Vor Kurzem war es wieder so weit. Vergleichsarbeiten in einem Stadtstaat zeigten: 43 Prozent der Drittklässler erreichen die Mindeststandards in Deutsch nicht. In Mathe reißen sogar 46 Prozent die Latte. Das bedeutet im Klartext: Schule erfüllt ihren Auftrag nicht mehr. Sie bringt fast der Hälfte der Kinder Schreiben und Rechnen nicht bei. In den USA nennt man das Phänomen „*failing schools*“. Gescheiterte Schulen. Dort weiß man, mit solchen Einrichtungen umzugehen: Man schließt sie. Sie werden aufgelöst und mit neuem Personal neu gegründet.

Die erschütternden Resultate werfen grundsätzliche Fragen auf. Denn es geht ja nicht darum, dass nur einzelne Schulen versagen würden. Das Schulwesen als Ganzes erfüllt mancherorts

seinen Auftrag nicht mehr. Das gilt nicht nur für die Hauptstadt Berlin – von dort stammen die genannten Ergebnisse. Ähnlich schlechte Werte treten in Brandenburg und Bremen auf. In fünf weiteren Bundesländern verfehlt – etwa in Orthografie – ein Drittel der SchülerInnen die Mindeststandards. Wollte man so konsequent sein wie in den USA müsste man also Teile des deutschen Schulwesens schließen – und neu errichten.

Die systemischen Krisen, die über die Beschwerden des Alltags hinausgehen sind diese: Die deutsche Schule ist, erstens, leistungsschwach und strukturell ungerecht. Hinzu kommen, zweitens, Steuerungsprobleme wie Bildungsföderalismus und Überbürokratisierung, die hausgemachte Risiken wie den gefähr-

Wollte man so konsequent sein wie in den USA, müsste man Teile des deutschen Schulwesens schließen.

lichen Lehrermangel nach sich ziehen. Das ist auch deswegen so brisant, weil das Schulsystem, drittens, mitten in einer großen Transformation steckt: Digitalisierung und Künstliche Intelligenz verändern Lernen so grundsätzlich, dass sich Schule neu erfinden muss. Das gilt nicht nur für Deutschland, aber es trifft die angeschlagene deutsche Schule besonders hart.

Zunächst zur guten Nachricht. Wir finden in Deutschland sehr moderne und erfolgreiche Schulen. Ihr Kennzeichen: Sie sind oft nicht wegen, sondern trotz der Schulvorschriften so erfolgreich. Das lässt sich ganz gut an den evangelischen Schulen zeigen, die den deutschen Schulpreis gewonnen haben (siehe dazu auch den nachfolgenden Text). Diese Schulen tun Dinge, die im eng gezogenen kultusministeriellen Rahmen nicht möglich wären.

Zum Beispiel die Waldhofschule in Templin und das Evangelische Schulzentrum in Greifswald. Beide haben Inklusion anders herum organisiert. Sie haben nicht die Regelschule für Kinder mit Handicaps geöffnet, sondern Kinder aller Talente in die ehemaligen Schulen für geistig Behinderte geholt. In der Staatsschule wäre das undenkbar. Oder das erste Gymnasium mit dem Hauptpreis des Schulpreises, die Evangelische Schule Neuruppin, die viele Freiräume für selbstständiges und eigenverantwortliches Lernen schafft. Insgesamt haben inzwischen sechs evangelische Schulen den Schulpreis gewonnen. Der Schulpreis macht gute Schulen sichtbar. Die Vorbildfunktion dieser Schulen hat jedoch nicht dazu geführt, dass sich die darin verwirklichten Konzepte und Innovationen vermehrten und über das ganze Land ausbreiteten. Das hat auch mit den tiefgreifenden strukturellen Problemen zu tun.

Der Traum vom Aufstieg durch Bildung ist ausgeträumt.

Erstens: keine Chancengleichheit. Der Traum vom Aufstieg durch Bildung ist ausgeträumt. PISA, jener berühmte internationale Schulleistungs-Vergleich, hat die deutsche Bildungsmisere messbar gemacht. Vor dem ersten „Programme for International Student Assessment“ (PISA) dachte die Nation, sie sei eine von Dichtern und Denkern. Am 5. Dezember 2001 merkte sie plötzlich, dass funktionale Analphabeten und Risikoschüler ihre neuen Klassenkameraden sind. Der Zusammenhang zwischen der sozialen Herkunft der Schüler und ihren Kompetenzen war so eng wie in keinem anderen Industrieland. Das ist für den Exportweltmeister, der keine anderen Rohstoffe als Geist und Fleiß besitzt, keine Petitesse.

Die Ursachen für das schlechte Abschneiden liegen tiefer. Internationale Experten rieben sich die Augen. Wie kann ein Land, das seine Schülerschaft schon im Alter von zehn Jahren nach Leistung auf verschiedene Schulzweige aufteilt, eigentlich genug Spitzenkräfte für die drittstärkste Industrienation ausbilden? Die Auslese in Hauptschule, Realschule und Gymnasium entstammt der Schulentwicklung im 18. und 19. Jahrhundert. Sie passte prima für das Zeitalter der Industrialisierung. Aber ist sie für die Ära der Digitalisierung geeignet?

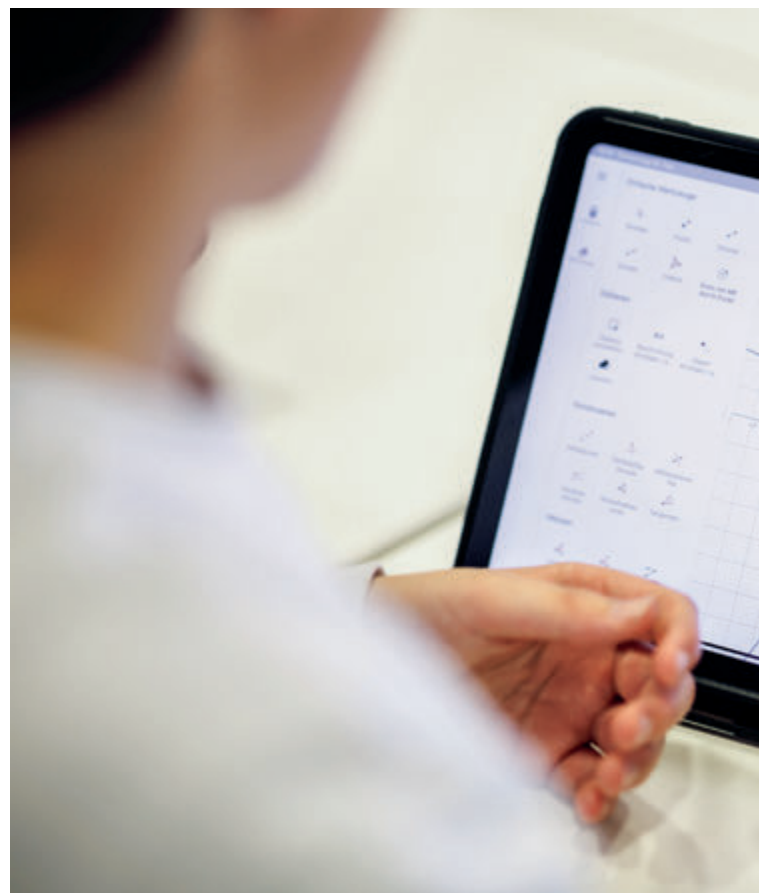
In Deutschland sahen die Schulminister das nach PISA ganz anders. Sie beschlossen sieben Handlungsfelder als Sofortreaktion auf den PISA-Schock – und ein Tabu. Die frühe Sortierung der Schüler auf verschiedenen leistungsfähige Schulformen sollte keinesfalls thematisiert werden. Keine Strukturdebatten, so hieß die Lösung. So beschlossen es die Kultusminister in ihrer Ständigen Konferenz, kurz KMK. Aber bei sich zuhause hielten sich die Kultusminister nicht daran. Seit 2001 ist die Zahl der Schulformen nach der Grundschule geradezu explodiert. Es gibt heute rund 20 verschiedene Arten weiterführender Schulen. Selbst Schulleiter blicken nicht mehr durch.

Die Hauptschulen sterben aus. Und zwar nicht nur, weil viele Länder sie umbenennen – wie Bayern etwa in Mittelschule. Vor

allem laufen die Eltern der Hauptschule davon. Von 5 657 Hauptschulen im Jahr 2000 waren 2020 noch ganze 1 818 übrig. Das ist ein Minus von rund 70 Prozent. Die Realschulen schrumpften im selben Zeitraum um 50 Prozent. Die Zahl der Gymnasien blieb gleich. Dafür verdoppelte sich die Zahl der Schulen mit mehreren Schulabschlüssen und der Gesamtschulen. Das ist eine historische Veränderung, die die Öffentlichkeit kaum wahrnimmt. Die Debatte über das Schulsystem scheint in den 1950er-Jahren stecken geblieben. Noch immer träumen manche Politiker davon, die Hauptschule irgendwie retten zu können. Dabei wäre eine andere Perspektive wichtiger: Schaut man in die Länder, die ihre Schulformen auf zwei reduzierten, so ist die Chancengleichheit dort viel höher.

Lichtblick: Nach diesen Sommerferien beginnt die größte Investition der deutschen Schulgeschichte – das „Startchancen-Programm“. 20 Milliarden Euro sollen in benachteiligte Schulen fließen, Schulen in herausfordernden Lagen, wie man gerne sagt. Wahrscheinlich trifft es der Begriff Hartz-IV-Schulen besser. 4 000 dieser Schulen soll nun endlich geholfen werden. Kernstück sind Mittel für multiprofessionelle Teams und so genannte Chanc budgets. Das bedeutet: Die Schulleiter können das Geld eigenverantwortlich ausgeben – vor allem für digitale Tools, mit denen sie den Lernstand ihrer Schüler schnell und einfach messen können. Es ist das beste und wichtigste Programm für das größte deutsche Schulproblem, die Bildungsarmut. Warum es nicht schon vor 25 Jahren kam? Keiner weiß es.

Zweitens: Lehrermangel, KMK, Schulbürokratie. Diese Probleme sind gravierend. Und sie gehören offenbar zusammen. Der Lehrermangel liegt nach seriösen Schätzungen bei rund 150 000 Lehrkräften, die im Jahr 2035 in den Klassenzimmern fehlen. Der Bildungsökonom Klaus Klemm hat diesen Aderlass schon 2004 präzise vorhergesagt. Als eine der Ursachen hat er die Kultusminister selbst identifiziert. Weil sie ihren Planungen notorisch zu hohe Studienanfängerzahlen zugrunde legten. Und, trotz Warnungen, über viele Jahre zu wenig Junglehrer einstellten.



Warum ließ die Konferenz der Kultusminister sich von dem renommierten Forscher Klemm nicht beirren? Weil sie ein sehr stolzes Gremium ist – und ein sehr altes. Die KMK ist älter als die Bundesrepublik Deutschland. Noch vor der Verabschiedung des Grundgesetzes taten sich 1947 die damaligen Kultusminister zu ihrer Ständigen Konferenz zusammen. Seitdem regiert sie langsam – ihr Spitzname lautet „griechische Landschildkröte“. Die KMK ist obendrein kompliziert und ineffizient. Als sich die Konferenz vergangenes Jahr von einer Unternehmensberatung durchleuchten ließ, merkte sie, dass sie mit 177 verschiedenen Gremien und Arbeitsgruppen vor sich hinwerkelt. Eine Zahl, die niemand im Präsidium der KMK kannte.

Komplexe Bürokratie

In der Bevölkerung zählt die Kulturhoheit der Länder wenig. Regelmäßig geben bei Meinungsforschungen zwei Drittel der Befragten an, dass sie die Zersplitterung des Schulsystems in 16 pädagogische Provinzen am liebsten abschaffen würden. Das führt zu einer Spannung. Denn die Kulturhoheit der Länder mag zwar gesellschaftlich keinen Rückhalt mehr haben. Aber sie besitzt praktisch eine Ewigkeitsgarantie. Wozu braucht man die Länder noch, wenn man ihnen die Kulturhoheit wegnimmt?

Der Föderalismus geht einher mit einer komplexen Kultusbürokratie. Sie besteht aus vier, bisweilen sogar fünf Ebenen. Dem Bund, der in vielen Fällen als Finanzierer gebraucht wird – obwohl er formell für Schulen keinerlei Zuständigkeit mehr hat. Dazu kommen die Länder. Dann die Schulträger, das sind Kommunen oder Kreise. Erst ganz am Ende der Kette stehen die eigentlichen Manager der Schulen – die Schulleiter. Dieses System wird durch eine Unmenge an Vorschriften und Kontrollmechanismen reguliert – was zu absurden Situationen führt. Schulleiter können in der Regel nicht einfach das anschaffen, was sie für ihre Schule brauchen. Sie gelten als die einzigen

Betriebsleiter der Republik, die weder über ihr eigenes Personal bestimmen noch über eigene Budgets verfügen. Über die gelähmten Rektoren rümpfen aber nicht mehr nur Unternehmensberater die Nase. Ein gewisser Thomas de Maizière hat vor zwei Jahren den Vorschlag unterbreitet, alle Schulvorschriften außer Kraft zu setzen. De Maizière, Präsident des Kirchentages in Nürnberg, ist kein Anarchist, sondern Christdemokrat, Preuße und vielfacher Bundesminister a. D.

Die Dysfunktionalität von Föderalismus gepaart mit ausgeprägter Schulbürokratie ist gerade beim Digitalpakt zu beobachten. Den verschiedenen Politik- und Bürokratieebenen wird es nicht gelingen, die Mittel des 2019 gestarteten Pakts bis zum Ende seiner Laufzeit in diesem Jahr tatsächlich auch auszugeben. Ein bis zwei Milliarden Euro könnten – glaubt man den jüngsten Berichten des Bundes – nicht rechtzeitig abfließen. Das führt nun zu einer eigentümlichen Situation: Bisher hatten Bund und Länder der Öffentlichkeit stets versichert, dass die Mittel zwar noch nicht abgerufen, aber gebunden seien. Sie taten das, um gemeinsam Erfolge gegenüber einer skeptischen Presse zu präsentieren. Mit dieser Einigkeit ist es nun vorbei. Der Bund hat nicht mehr genug Geld für den versprochenen zweiten Digitalpakt – und greift deswegen auf das nicht ausgegebene Geld des ersten zu. Der Kaiser ist nackt. Es bestätigen sich alle Bedenken gegen ein hyperbürokratisches System, dem sich die verschiedenen Ebenen so verkeilt haben, dass sie zur Abwicklung des Digitalpakts weitere zusätzliche Institutionen wie Landesbanken oder Landesfördergesellschaften beauftragten.

Lichtblick? Keiner. Der Lehrermangel ist kurzfristig nicht zu beheben. Der Föderalismus ist nicht abzuschaffen. Und schulische Entbürokratisierung zur Erreichung selbständig handlungsfähiger Schulen wird seit Jahrzehnten versprochen – ohne Erfolg.

Drittens: Digitalisierung und Künstliche Intelligenz. Schon die Digitalisierung hat Schulen vor Herausforderungen gestellt. Der Einzug Künstlicher Intelligenz zunächst auf die Smartphones der SchülerInnen wird Schulen nolens volens radikal verändern. Das liegt an den Fähigkeiten der generativen KI. Große Sprachmodelle (LLMs) sind in der Lage, binnen Sekunden Texte von einer Qualität auszusprechen, die zentrale Lern- und Aufgabenformate überflüssig macht. Hausaufgaben oder Facharbeiten machen

Der Einzug von KI auf die Smartphones der SchülerInnen wird Schulen radikal verändern.

unter den Bedingungen textgenerierender KI keinen Sinn mehr. Und die Schüler benutzen diese KI natürlich zum Lernen. Zwei Drittel geben an, damit für die Schule zu arbeiten. Sie müssen dafür gar kein LLM abonnieren, die Sprach-KI wird ihnen auf Snapchat oder Plattformen wie Scoolio angeboten – und zwar explizit: „Unsere KI löst Aufgaben für all deine Fächer.“

Lichtblick: Anders als beim Digitalpakt reagieren die Kultusminister bei der textgenerierenden KI sehr schnell. Nach den Sommerferien werden insgesamt zehn Bundesländer Sprachmodelle in die Schulen holen. Zunächst für die Lehrkräfte, häufig aber auch bereits für die SchülerInnen. Bayern und danach Hessen wollen dabei eine Reform miterledigen, die geradezu revolutionär ist. Jede Schule soll ein eigenes KI-Budget erhalten, das sie selbst verausgaben kann. Das bedeutet, dass alle Schulen dann so handeln können wie die evangelischen Schulpreisträger. ◀



Foto: dpa



Multiprofessionelle Teams im Unterricht – dafür bekam die Bonner Kettlerschule 2019 den Deutschen Schulpreis.

Hier geht doch was

Wie Schulen mit innovativen Konzepten auf die Bildungskrise antworten

ANDREA PREUSSKER/DANA TEGGE

Die Probleme an deutschen Schulen sind oft benannt worden, aber welche Lösungen gibt es? Die Robert Bosch Stiftung und die Heidehof Stiftung vergeben jährlich den Deutschen Schulpreis an Schulen, die mit neuen Konzepten auf die Herausforderungen reagieren. Andrea Preußker und Dana Tegge vom Bereich Bildung bei der Robert Bosch Stiftung stellen drei Preisträger und ihre Lösungen vor.

Unser Bildungssystem steht vor großen Herausforderungen. Zudem ist seit nahezu 25 Jahren bekannt, dass in Deutschland die Bildungschancen von Kindern und Jugendlichen unverändert in einem starken Zusammenhang mit ihrer sozialen Herkunft stehen. Der Umgang mit der Digitalisierung, die wachsende Vielfalt der Schülerschaft und der gravierende Personalmangel belasten die Lehrkräfte massiv. Für viele dieser strukturellen Probleme sind politische Lösungen gefragt.

Ein Blick in die Schulpraxis zeigt aber auch: Velerorts haben sich Schulen auf den Weg gemacht und suchen selbst nach Antworten auf die komplexen Herausforderungen ihres Alltags. Nicht selten mit Erfolg. Einige dieser Schulen – insgesamt mehr als 100 – wurden seit 2006 von der Robert Bosch Stiftung und der Heidehof Stiftung mit dem Deutschen Schulpreis ausgezeichnet. Mit ihren innovativen Konzepten sind sie Vorbilder für andere Schulen und zeigen, dass erfolgreiche Bildungsbiografien grundsätzlich überall möglich sind. Denn auch die ausgezeichneten Schulen kämpfen mit fehlenden personellen Ressourcen und den sozialen Risikolagen

ihrer Schüler:innen. Ihre Ausstattung unterscheidet sich nicht von der Ausstattung anderer Schulen. Trotz oder gerade wegen ihrer oft schwierigen Ausgangslage haben Schulen tiefgreifende und erfolgreiche Entwicklungen durchlaufen. Das zeigen exemplarisch die folgenden Beispiele in Hamburg, Nordrhein-Westfalen und Bayern.

Die Befunde des IQB-Bildungstrends 2022 und das Abschneiden der Schüler:innen bei der PISA-Studie 2022 zeigen, dass der Bildungserfolg in Deutschland nach wie vor stark an die soziale Herkunft gekoppelt ist. Im internationalen Vergleich ist dieser Effekt in Deutschland überdurchschnittlich stark ausgeprägt. Die Preisträger des Deutschen Schulpreises haben Ansätze entwickelt, die diesem Effekt entgegenwirken.

Beitrag zur Bildungsgerechtigkeit

So verfolgt die Eichendorffschule Erlangen, die im vergangenen Jahr mit dem Hauptpreis ausgezeichnet wurde, mit ihrem Entwicklungsprozess eine klare Vision: einen Beitrag zur Bildungsgerechtigkeit zu leisten und allen Lernenden eine erfolgreiche Bildungsbiografie zu ermöglichen. Fast 400 Schülerinnen und Schüler besuchen die bayerische Mittelschule, die in anderen Bundesländern mit einer Hauptschule vergleichbar ist. 69 Prozent haben einen Migrationshintergrund, 35 Prozent der Elternhäuser beziehen Transferleistungen. Viele Schüler:innen kommen mit einem geringen Selbstbewusstsein an die Eichendorffschule und verbinden mit ihrer Grundschulzeit vor allem das Gefühl des Scheiterns. Der Erfolg des Konzepts zeigt sich etwa in den forma-

len Lernergebnissen – keine Schülerin und kein Schüler verlässt die Schule ohne einen Abschluss.

Eine Besonderheit der Schule ist der „Raum der Mathematik“, in dem Kinder der fünften und sechsten Jahrgangsstufe in ihrem eigenen Tempo selbstständig mathematische Inhalte erarbeiten. Mit diesem innovativen Konzept schafft es die Schule, dass Lernende ihre schlechten Erfahrungen in der Mathematik kompensieren und so ihr Selbstbewusstsein stärken können und wieder Freude am Lernen finden. Der „Raum der Mathematik“ ist dabei ein wichtiger Baustein in der Vorbereitung für das selbstgesteuerte und eigenverantwortliche Lernen in den Lernbüros, die ab der siebten Jahrgangsstufe den konventionellen Frontalunterricht in den Fächern Deutsch, Mathematik und Englisch komplett ablösen.

Keine Hausaufgaben

Durch einen gebundenen Ganztagsbetrieb mit vielfältigen musischen, kulturellen, ökologischen und technischen Angeboten wird den Kindern und Jugendlichen mehr Zeit zur Förderung der individuellen Kompetenzen eingeräumt und zugleich auf Hausaufgaben verzichtet. Die Schule arbeitet eng mit Bildungswissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern zusammen, um den aktuellen Forschungsstand in ihrer Entwicklung berücksichtigen zu können.

Wesentlich für das Gelingen des Schulkonzeptes ist die gemeinsame Haltung des Kollegiums, bei der die Bedarfe und Bedürfnisse der Kinder im Mittelpunkt stehen. Schulentwicklung wird als ein fortlaufender Prozess verstanden und unter Berücksichtigung der Bedürfnisse und Voraussetzungen der Lernenden immer weiterentwickelt. Auch das Rollenverständnis verändert sich: von der Lehrkraft hin zu Lernbegleiterinnen und -begleitern.

Arbeitsbelastung, Zeitmangel und fehlendes Personal zählen laut dem Deutschen Schulbarometer zu den größten Herausforderungen, denen sich Lehrkräfte derzeit in ihrem Arbeitsalltag stellen müssen. Dass Kooperation und Kollaboration helfen, Lehrkräfte zu entlasten und ihre Arbeitszufriedenheit zu steigern, zeigt die Kettelerschule in Bonn. Schon 2019, als sie mit dem Deutschen Schulpreis ausgezeichnet wurde, waren multiprofessionelle Teams dort selbstverständlich.

Rund 225 Schülerinnen und Schüler besuchen die Gemeinschaftsgrundschule, etwa 70 von ihnen haben einen diagnostizierten Förderbedarf. Um die Kinder bestmöglich und ganzheitlich fördern zu können, setzt sich das Kollegium bewusst aus unterschiedlichen Professionen zusammen, die sich gegenseitig unterstützen und ergänzen.

Jede Lerngruppe, in der die Kinder von der ersten bis zur vierten Klasse gemeinsam lernen, wird von einem multiprofessionellen Team begleitet. Dazu zählen neben den Klassenlehrkräften auch Erzieher:innen, die an zwei Tagen in der Woche den Unterricht mitgestalten. Außerdem gehören – je nach Förderbedarf der Kinder – die Schulbegleitung und Sonderpädagog:innen fest zum Team einer jeden Lernfamilie.

Die Erfolgsfaktoren sind eine wertschätzende Haltung, gegenseitiges Vertrauen und ein gutes Miteinander, eine klare Aufgabenteilung und ein transparentes Rollenverständnis und transparente Kommunikation sowie regelmäßige Teambesprechungen und verlässliche Strukturen. Damit alle von den multiprofessionellen Teams profitieren, müssen die jeweiligen Zuständigkeiten,

Grenzen und das Rollenverständnis klar definiert sein. Wie das gelingt, zeigt sich bereits im Stundenplan, der Gruppenteilungen vorsieht. Es gibt unterschiedliche AGs und die Expertenzeit, in der die Kinder angeleitet von Lehrkräften oder Erzieher:innen vertieft an einem Thema arbeiten, das sie besonders interessiert.

Jede Woche findet in den Lernfamilien eine Teambesprechung statt, an der neben den Lehrkräften auch Sonderpädagog:innen, Erzieher:innen und gegebenenfalls die Schulbegleitungen teilnehmen.

Das hohe Maß an selbstständigem und selbstorganisiertem Lernen der Schüler:innen gibt den Lehrkräften und pädagogischen Fachkräften Freiräume für die individuelle Förderung. Außerdem können sie bei Engpässen Vertretungen übernehmen und haben Zeit für eine umfassende Diagnostik, die ebenfalls ein Schwerpunkt der Kettelerschule ist.

An der Beruflichen ITECH Schule in Hamburg-Wilhelmsburg, Preisträgerschule im Jahr 2023, wird der digitale Wandel seit Jahren als Chance gesehen. Die Schule verfügt über eine gute Ausstattung mit digitalen Medien und die Nutzung digi-

Digitale Medien unterstützen Lernsituationen, werden aber nie zum Selbstzweck eingesetzt.

taler Lernformen gehört zum Schulalltag. Das Innovative am Schulkonzept der ITECH ist die Verbindung des digitalen und pädagogischen Konzepts. Digitale Medien ermöglichen und unterstützen Lernsituationen, werden aber nie zum Selbstzweck eingesetzt.

Die Lernenden entscheiden über ihr eigenes Lerntempo, die Einteilung der Lernzeit, den Einsatz von Methoden und Techniken sowie den Lernort. Der fachliche Input der Lehrenden ist lediglich ein offenes Angebot und für alle Lernenden freiwillig. Die IT-Infrastruktur ermöglicht die digitale Zusammenarbeit in virtuellen Lernräumen über den Klassenraum hinaus auf dem Schulgelände bis hin zum Wohnort der Schüler:innen.

Erweiterte Schulleitung

Die erweiterte Schulleitung teilt sich die Verantwortung und Kompetenzen und trägt so zur Entlastung und Akzeptanz im Kollegium bei. Zur erweiterten Schulleitung gehört unter anderem eine Lehrkraft, die für Schulentwicklung und institutionelle Kooperationen zuständig ist. Eine weitere Lehrkraft betreut die IT-Infrastruktur. Die Schule hat ein Qualitätsmanagement aufgebaut, das eine systematische und agile Schulentwicklung ermöglicht. Auf der Grundlage ihres Leitbildes entwickelt die Schule eine klare Vision der Unterrichtsentwicklung, des Lehrens und Lernens. Die Rückkopplung ins Kollegium gelingt durch das Teamkonzept der Schule. Die Abteilungsteams entwickeln während festgelegter Teamzeiten gemeinsam Unterrichtsmaterialien und lassen sich dabei von anderen Abteilungen inspirieren.

Jede der drei vorgestellten Schulen weist konzeptionelle Besonderheiten auf. Dennoch lassen sich übergreifende Gelingensbedingungen beobachten, die einen Schulentwicklungsprozess stützen, der den Lernerfolg der Kinder und Jugendlichen in den Mittelpunkt stellt. Der Schulleitung kommt dabei eine zentrale Rolle zu. In vielen der Preisträgerschulen zeigt sich, dass eine erweiterte Schulleitung oder ein Leitungsteam professioneller

agieren und die mit der Funktion verknüpften Aufgaben besser erfüllen kann als eine einzelne Führungsperson.

Aber auch die multiprofessionelle Zusammensetzung des Kollegiums und die engagierte und vertrauensvolle Zusammenarbeit sind von entscheidender Bedeutung. Das gilt für die inhaltliche Vorbereitung der Lernmaterialien in den Lernbüros der Eichendorffschule, für die Entwicklung von Unterrichtsmodulen an der Beruflichen Schule ITECH oder für die Fokussierung auf eine umfassende Diagnostik und individuelle Förderung an der Kettlerschule in Bonn.

Eigenverantwortlich lernen

Im Zentrum der hier vorgestellten Konzepte steht das eigenverantwortliche und individualisierte Lernen der Schüler:innen. Aus der Notwendigkeit und dem Anspruch heraus, alle Schüler:innen bestmöglich zu fördern, haben die vorgestellten Schulen ihre spezifischen Wege gefunden, mit aktuellen Herausforderungen im Bildungssystem umzugehen. Sie zeigen exemplarisch Wege auf, wie Schulentwicklung konkret aussehen und langfristig gestaltet werden kann. Die Schulen haben ihren Unterricht weiterentwickelt und den traditionellen Unterricht und alte Muster hinter sich gelassen.

Denn Schulen werden immer den Herausforderungen begegnen müssen, das Lernen so zu gestalten, dass damit ein Beitrag zu einer zukunftsfähigen, individuellen und gesellschaftlichen Entwicklung geleistet wird. Schulen sollen ihre Lernenden befähigen, fundierte Entscheidungen zu treffen, um auf lokaler, nationaler und globaler Ebene individuell und kol-

lektiv zu handeln und ihr Leben in Eigenverantwortung und sozialer Verantwortung für eine global gerechte, nachhaltige und demokratische Welt zu gestalten. Die Beispiele der vorgestellten Schulen können hier Vorbild sein und anderen Schulen Inspiration geben. ◀

LITERATUR

Lewalter, D., Diedrich, J., Goldhammer, F., Köller, O. & Reiss, K. (Hg.): PISA 2022. Analyse der Bildungsergebnisse in Deutschland. Waxmann Verlag, Münster 2023.

OECD (2019): TALIS 2018 Results (Volume I): Teachers and School Leaders as Lifelong Learners, OECD Publishing.

Robert Bosch Stiftung: Deutsches Schulbarometer. Befragung Lehrkräfte. Ergebnisse zur aktuellen Lage an allgemein- und berufsbildenden Schulen. Robert Bosch Stiftung, Stuttgart 2024.

Stanat, P., Schipolowski, S., Schneider, R., Weirich, S., Henschel, S., Sachse, K. A. (Hg.): IQB-Bildungstrend 2022. Sprachliche Kompetenzen am Ende der 9. Jahrgangsstufe im dritten Ländervergleich. Waxmann Verlag 2022.

WEITERFÜHRENDE INFORMATIONEN

www.deutsches-schulportal.de
www.deutscher-schulpreis.de



Foto: Deutscher Schulpreis/Vera Loitzsch 2023

Die Berufliche ITECH Schule in Hamburg: Der fachliche Input der Lehrenden ist lediglich ein offenes Angebot und für alle Lernenden freiwillig.

Zur Befreiung bilden

Warum evangelische Schulen die Zukunft der Kirche sein könnten

STEPHAN KOSCH

Gut eintausend evangelische Schulen gibt es in Deutschland, mehr als die Hälfte von ihnen sind allgemeinbildend. Sie haben einen guten Ruf, nicht nur weil sie mit Blick auf die Abschlussnoten oft Spitzenplätze belegen. Doch was genau ist das spezifisch Evangelische an diesen Schulen? *Zeitzeichen*-Redakteur Stephan Kosch, dessen Töchter selber eine evangelische Schule besuchen, hat nachgefragt.

Der Schulhof ist brechend voll. Zwischen den beiden Plattenbauten in Berlin-Mitte, einer saniert, der andere noch nicht, stehen hunderte Schüler:innen und viele Eltern. Zwischendrin sind Paddel zu sehen, vollgepackte Fahrräder, verpackte Zelte, Wanderrucksäcke, aufgeregte junge Stimmen. Zwei Wochen vor den Sommerferien starten die Jahrgänge 7 bis 10 der Evangelischen Schule Berlin Zentrum (ESBZ) in ihre selbstgewählten „Herausforderungen“. In kleinen Gruppen werden sie in den kommenden elf Tagen durch Deutschland wandern, radfahren oder paddeln, an der Küste segeln, auf Bauernhöfen arbeiten. In der Regel ohne Lehrkräfte und ohne Smartphone. Nur ein Taschenhandy für den Notfall haben sie dabei – und zwei volljährige Schüler:innen, die aber nur in wirklich schwierigen Situationen eingreifen sollen. Das Budget für jeden und jede liegt bei zehn Euro am Tag. Die Routen planen und schaffen, Essen einkaufen, kochen, möglichst kostenlose Schlafplätze finden, als Gruppe durchhalten auch, wenn es schwierig wird, und auch mal das Scheitern lernen – Lektionen fürs Leben für die Schüler:innen. Und Lektionen im Loslassen für die Eltern.

Gesungener Reisesegen

Die Schulleiterin ruft alle in das „Forum“ genannte Mehrzweckgebäude. Dort stellen sich die Lehrer:innen auf, singen den „Irischen Reisesegen“: „Und bis wir uns wiedersehen, halte Gott Dich fest in seiner Hand.“ Jedes Jahr eine neue Herausforderung. Und zum Abschluss in der Jahrgangsstufe 11 wird es dann noch aufregender. Alle Schüler:innen gehen für drei Monate allein oder zu zweit ins Ausland, um dort gegen Kost und Logis zu arbeiten und ihre Erfahrungen zu machen. Die „Herausforderung“ ist eines von vielen ungewöhnlichen Lernformaten an dieser Schule, das mittlerweile an vielen Stellen so oder abgewandelt übernommen wurde, nicht nur an anderen evangelischen Schulen.

Davon gibt es insgesamt 1027 in Deutschland, 623 davon allgemeinbildende Schulen. Gerade mal zwei Prozent aller allgemeinbildenden Schulen sind das. Und dennoch sollen sie wirken wie der Sauerteig, nicht nur Bildung auf Evangelisch vermitteln, sondern in einer Gesellschaft, in der Kirche an Bedeutung ver-



Foto: epd/Veit Mette

liert, für mehr Relevanz der Kirche sorgen. Dass dieses Konzept aufgehen kann, hat Frank Olie erlebt. Er ist Studienrat für die Fächer Latein und Sport, war viele Jahre Schulleiter in einer evangelisch geprägten Schule und ist seit 2010 Vorstandsvorsitzender der Evangelischen Schulstiftung in der EKBO, der evangelischen Landeskirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz. Zwar sind die ersten evangelischen Schulen in der Region bereits 1948 gegründet worden, darunter so traditionsreiche wie das Graue Kloster oder das Evangelische Gymnasium in Frohnau.

Ein wahrer Gründungsboom setzte aber nach der Wende auf dem Gebiet der ehemaligen DDR ein, wo von Volkirche keine Rede mehr sein konnte. „Viele Eltern waren skeptisch mit Blick auf die staatlichen Schulen, auch wegen Erfahrungen aus der DDR-Zeit“, sagt Olie. Und obwohl viele Menschen der Region sich als Atheisten bezeichnen, hätten sie den Kirchen

„Wir haben die Aufgabe, das Potenzial, das die Kinder mitbringen, zu entfalten.“

als „wertegebundene“ Träger Vertrauen entgegengebracht und tun dies bis heute. In diesem Monat eröffnet das evangelische Gymnasium in Frankfurt/Oder. „Viele kommen zu uns wegen der christlichen Werte, um als Gemeinschaft zu leben, wegen des sozialen Engagements und der Bereitschaft, Verantwortung für diese Welt zu übernehmen.“ Das tun aber doch auch andere, auch staatliche Schulen legen Wert auf all die genannten Punkte. Was ist dann das spezifisch Evangelische? Olies Antwort: „Wir arbeiten auf dem Grund unseres christlichen Glaubens mit der Vorstellung, dass jeder Mensch, so wie er geschaffen ist, gut ist. Wir schätzen die Schüler:innen nicht aufgrund ihrer Leistungen, sondern einfach, weil sie da sind. Bei uns stehen Selbstverantwortung, Partizipation und Kooperation ganz oben.“

Orientiert an Melanchthon

Das bedeute nicht, dass die Schulen leistungsfeindlich seien. Im Gegenteil, beim Durchschnitt der Abiturnoten belegen die evangelischen Schulen auch in diesem Jahr die Spitzenplätze. „Aber Leistungen und Zensuren, das ist eben nur eine Perspektive auf das Schulleben. Wir Pädagog:innen an den Schulen haben die Aufgabe, das Potenzial, das die Kinder mitbringen, zu entfalten.“ Wie das konkret an den 34 Schulen der Schulstiftung gelebt und in Unterrichtskonzepten gegossen wird, ist unterschiedlich. Aber es kann schon mal vorkommen, dass an der ESBZ ein Lehrer einer Schülerin auf dem Weg in die Oberstufe ins Zeugnis schreibt, dass die Noten zwar etwas gelitten haben, weil die Schülerin in diesem Jahr eher ihren Fokus auf Knüpfen von neuen Freundschaften in der Schule gelegt habe. Für das nächste Jahr wünsche er ihr aber nun viel Spaß mit den Freunden – und auch wieder beim Lernen. Und dass zu den halbjährlich zwischen Schüler:innen und Lehrkräften (und tatsächlich nur zwischen diesen beiden) vereinbarten Lernzielen auch „mehr Schlaf“ oder „einmal pro Woche zu Hause kochen“ gehören kann, verwundert so manche Eltern. Es zeigt aber, dass eben nicht vor allem Fächer unterrichtet werden, sondern junge Menschen in ihrer sehr vielfältigen Lebenswirklichkeit. Denn das, so Olie, sei der emanzipatorische Gedanke seit der Reformation: Menschen bilden, um sie zu befreien, um Emanzipation zu ermöglichen. „Da stehen wir ganz in der Tradition Melanchthons.“ Die



Foto: epd/veit-Mette

Chance, als evangelische Kirche sichtbar zu sein in der Gesellschaft und zu zeigen, dass sie etwas zu bieten habe, hätten die evangelischen Schulen ergriffen. „Wir müssen die Kirche aber noch davon überzeugen, diesen Weg konsequent weiterzugehen.“

Eine solche Überzeugungsarbeit müssen derzeit auch die Verantwortlichen für die evangelischen Schulen in der westfälischen Landeskirche leisten. Nicht, weil der Wert der sieben Schulen mit knapp 5900 Schüler:innen in landeskirchlicher Trägerschaft grundsätzlich in Frage gestellt wird. Aber am Ende muss doch jemand dafür bezahlen, zumindest für den Teil, der nicht als Zuschuss vom Land NRW kommt. Weil die Kirchensteuereinnahmen sinken, hat die Synode der Landeskirche in diesem Frühjahr den Auftrag gegeben, neben dem landeskirchlichen Haushalt alternative Finanzierungsquellen zu suchen. Insgesamt etwa acht Millionen Euro fließen pro Jahr in die evangelischen Schulen der Landeskirche, sagt Thomas Schlüter, Bildungsdezernent der Landeskirche und Leiter des Pädagogischen Institutes. „Und dieser Anteil muss in den kommenden Jahren sinken, konkrete Vorgaben gibt es aber nicht.“

Dazu muss man wissen, dass – anders als etwa in der EKBO, wo die Schulstiftung zwar Gebäude und eine Patronatserklärung von der Landeskirche erhalten hat, aber keine regelmäßigen weiteren Zuschüsse bekommt – in Westfalen keine Elternbeiträge erhoben werden, die man nun erhöhen könnte. Auch die Neueinführung



Schüler der Evangelischen Schule Berlin Zentrum beim Unterricht im Fach „Verantwortung“.

Gelsenkirchen ist die Landeskirche Träger der Gesamtschule im Stadtteil Bismarck, der stark unter dem Strukturwandel in der Region zu leiden hatte und in der Presse „Problemviertel“ genannt wird. Auch hier, wie in den anderen evangelischen Schulen, verpflichten sich die Schüler:innen zur Teilnahme am Religionsunterricht, evangelisch, katholisch oder – wie an der Schule in Bismarck – islamische Religionslehre.

Doch das Thema Religion reicht über den Unterricht hinaus. „Bei uns findet religiöses Leben tatsächlich statt“, sagt Monika Pesch. „Und zwar in einem Maße, das es an der staatlichen Schule so nicht gibt.“ Es würden immer wieder Angebote zum Innehalten gemacht, Schüler:innen gestalten ab der 8. Klasse Andachten selbst. „Religiöses Leben gehört zur DNA der kirchlichen Schulen“, meint Schlüter. Ebenso das diakonische Lernen durch Praktika und Begegnung mit diakonischen Einrichtungen. Entsprechend gibt es auch unkonventionelle Lernformate, freies Lernen sei wichtig, das Projekt Herausforderung habe man ebenfalls adaptiert. „Wir haben enorme Prägekräfte“, sagt Schlüter. „Unsere Schüler:innen haben sechs bis neun Jahre Kontakt mit uns. Wenn man über so eine lange Zeit gute, sinnstiftende religiöse Angebote bekommt, bleibt das nicht ohne Wirkung.“ Gerade auch vor dem Hintergrund der jüngsten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung sei dies ein wichtiger Befund. Denn sie habe ja gezeigt, dass in den Familien immer weniger religiöse Prägung stattfinde.

Auch Frank Olie sieht die evangelischen Schulen nicht nur als große Chance für die Kirche, er sieht sie vielmehr als „Gemeinde auf Zeit“. „Wir investieren nicht in Schulen, damit sich alle Schüler:innen taufen lassen“, sagt er. „Wir haben ja keinen Missionsanspruch. Aber wir laden ein und machen ein evangelisches Angebot. In diesem Sinne sind wir Kirche.“ Welche Botschaft an die Schüler:innen damit verbunden sein kann, macht nochmal ein Blick auf die ESBZ in Berlin-Mitte deutlich, wo Lehrer Ulrich Marienfeld die Abiturient:innen dieses Jahrganges

„Religiöses Leben gehört zur DNA der kirchlichen Schulen.“

mit einer eindrücklichen Rede verabschiedet und dabei auch sein Bild einer „menschenfreundlichen Kirche“ vermittelt: „Es geht nicht mehr darum, Antworten auf nie gestellte Fragen zu postulieren, sondern sich verletzlich und mitfühlend der Unverfügbarkeit des Lebens zu stellen.“ Die Tora im Judentum und die Schriften der frühen Christen seien voll von „unglaublich befreienden Erzählungen (...), die jenseits jeglicher Dogmatik dazu einladen, erwartungsvoll sich dem entgegenzustellen, was die vermeintlich harten Fakten des Lebens zu sein scheinen.“ Und dann verabschiedet er die Schüler:innen wie folgt: „Es gibt so viel mehr, als ihr bisher kennt. Möge eure Neugier immer größer sein als euer vermeintliches Wissen. Geht hinaus! Entdeckt und gestaltet diese Welt mit großem Vertrauen, ausdauernder Hoffnung und verschwenderischer Liebe. Gott segne euch!“ ◀

solcher Beiträge ist schwierig, weil das Förderregelwerk in NRW dazu führen würde, dass dann die staatlichen Zuschüsse in gleicher Höhe sinken. An den Personalkosten kann nicht so einfach etwas verändert werden, denn in Westfalen sind – auch das ein Unterschied zur EBKO – Lehrer:innen an evangelischen Schulen wie ihre Kolleg:innen an den staatlichen Schulen verbeamtet, allerdings nicht beim Staat, sondern bei der Landeskirche. „Wir werden aber in alle Richtungen denken, um die Einnahmen zu erhöhen“, sagt Schlüter. Ein wichtiger Ansprechpartner dabei werde die Politik sein, etwa die Kommunen, in denen die Schulen stehen. Drohen Schulschließungen? „Ich finde, wir können auf keine Schule verzichten“, sagt Schlüter. „Aber wir müssen ein Gesamtpaket schnüren.“

Gemischte Schülerschaft

Dass kirchliche Schulen nicht nur ein „Nice-to-have“ für bildungsbürgerlich geprägte Anhänger protestantischer Werte sind, macht Monika Pesch, Dozentin am Pädagogischen Institut der Evangelischen Kirche von Westfalen, deutlich. „Wir haben sie alle“, beschreibt sie die Schülerschaft. So sei die evangelische Schule in Breckerfeld bei Hagen der einzige Schulanbieter am Ort und in Espelkamp im Kreis Minden-Lübbecke einer von zweien. Allein das Sorge für gemischte Schülerschaft. In



„Dem System ist die Puste ausgegangen“

Gespräch mit dem Bildungsforscher Olaf Köller über veränderte Schülerschaft, klagende Lehrerverbände und die Chancen der KI für den Unterricht

zeitzeichen: Herr Professor Köller, die deutschen Schulen sind eine Dauerbaustelle. Warum bekommen wir die Probleme nicht in den Griff und schneiden in internationalen Vergleichen immer wieder schlecht ab?

OLAF KÖLLER: Ein Teil der Antwort ist: Die Schülerschaft hat sich verändert. Deutschland ist ein Zuwanderungsland, und das ist gut so. Aber die Arbeitsmigration und die zusätzliche Migration durch Flucht und Asyl stellen unser Bildungssystem vor große Aufgaben, die wir nicht immer erfolgreich bearbeiten. Wir haben es zum Beispiel nicht geschafft, die Zuwanderer aus der Türkei so zu integrieren, dass ihre Kinder im Schnitt die gleichen schulischen Leistungen zeigen wie deutsche Kinder. Das liegt auch an Sprachproblemen, aber nicht nur.

Woran noch?

OLAF KÖLLER: Sie sind häufig sozial und kulturell benachteiligt und mit Blick auf die Schule häufiger auf sich alleine gestellt. Auch bei den Kindern ohne Migrationshintergrund hat der Anteil an benachteiligten Kindern zugenommen. Und dann kam noch die Inklusion von Kindern mit sonderpädagogischem Förderbedarf in die Regelschulen hinzu. Wir haben eine UN-Vorgabe umgesetzt, ohne wirklich das nötige Personal dafür bereitzustellen. Im Gegenteil, der Mangel an Fachkräften, zudem auch noch in Mathematik und Naturwissenschaften, hat in den vergangenen Jahren auch nochmal zugenommen. Insgesamt muss man feststellen: Dem System ist in der Förderung der besonders benachteiligten Gruppen die Puste ausgegangen.

Das heißt, wir waren schon mal besser, auch in diesem Punkt?

OLAF KÖLLER: Nach PISA 2000 und den damit verbundenen ernüchternden Ergebnissen im internationalen Vergleich wurden ja viele Programme aufgelegt, unter anderem Sprachförderprogramme in den Kitas oder das SINUS-Programm zur Verbesserung des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts. Nicht alle Maßnahmen nach PISA 2000 haben zu besseren Leistungen geführt, wie etwa die flächendeckende Einführung von Ganztagschulen. Wir hätten also nach 2010 eigentlich nachlegen müssen, zumal noch mehr benachteiligte Kinder ins System kamen. Das Gegenteil war der Fall. Und das ist ein Grund dafür, dass die Schüler und Schülerinnen seit zehn Jahren insgesamt leistungsschwächer werden.

Ist eines der Grundprobleme nicht auch, dass Bildung in Deutschland föderal organisiert ist und jedes Bundesland machen kann, was es will?



Foto: dpa

OLAF KÖLLER: Der Föderalismus an sich ist nicht das Problem. Es kommt darauf an, wie gut sich die Länder über die Kulturministerkonferenz koordinieren und inwieweit sie bereit sind, gesamtstaatliche Verantwortung zu übernehmen. Das war zum Beispiel nach PISA 2000 der Fall, da wurde viel Gemeinsames entwickelt. In den vergangenen Jahren ist der Gedanke der gesamtstaatlichen Verantwortung in den Ländern aber zunehmend verloren gegangen. Und das verbessert die Lage nicht.

Gab es denn gar keine Fortschritte?

OLAF KÖLLER: Doch, wir wissen mittlerweile viel mehr darüber, wie wir schwache Schüler:innen fördern können. Man muss es aber auch tun. Zwei Beispiele: Wir wissen um die hohe Bedeutung der Leseflüssigkeit für das Leseverstehen. Wer nicht flüssig lesen kann, kann keinen Text verstehen. Man muss beispielsweise laut vorlesen üben. Aber das gilt in vielen Sekundar- und Mittelschulen ohne Oberstufe als unsexy. Und dass Kitas für die Sprachförderung gerade von Kindern mit Migrationsförderung eine bedeutende Rolle spielen, wissen wir schon lange. Aber viele Kitas wollen die Aufgabe der

Schulvorbereitung nicht annehmen, weil die Kinder ja angeblich in der Grundschule noch früh genug traumatisiert würden.

Sie haben vor gut einem Jahr als Co-Vorsitzender der wissenschaftlichen Kommission, die die Kultusministerkonferenz berät, für Aufseben gesorgt, weil sie unpopuläre Vorschläge gegen den Lehrermangel gemacht haben. Weniger Teilzeit, größere Klassen. Die Lehrkräfte waren nicht begeistert, die Kritik war groß. Gab es auch positive Reaktionen?

OLAF KÖLLER: Nicht von den Verbänden, die Lehrer:innen vertreten, das ist aber auch keine Überraschung. Es gab aber positive Reaktionen aus der Bildungspolitik. Denn den Bundesländern steht das Wasser bei diesem Thema ja bis zum Hals. Und Hessen beispielsweise hat an das Lehrpersonal, das in Teilzeit arbeitet, appelliert, das Stundenbudget wieder freiwillig zu erhöhen. Aber viele der Schläge, die wir eingesteckt haben, kamen daher, dass die Vorschläge, die wir weiter hinten in dem Papier gemacht haben, zu wenig zur Kenntnis genommen wurden.

Denn Ihnen ist schon bewusst, dass viele Lehrer und Lehrerinnen stets an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit arbeiten und deshalb auf Teilzeitstellen reduzieren?

OLAF KÖLLER: Eben deshalb kann eine zeitlich befristete Erhöhung der Stundenzahlen nur funktionieren, wenn das Lehrpersonal an anderen Stellen entlastet wird, etwa bei der Organisation von Klassenfahrten. Und natürlich sollen die, die zu Hause kleine Kinder haben oder vor anderen familiären Herausforderungen stehen, weiter in Teilzeit arbeiten können. Aber es sollte eben gut begründet sein. Und allen Kritiker:innen stelle ich die Frage: Was ist die Alternative, um den Mangel an Fachkräften, der uns in der Sekundarstufe gewiss noch zehn Jahre bevorsteht, zu beheben? Wo bekommen wir die qualifizierten Lehrer:innen denn her? Diese Frage hat mir bislang noch niemand beantworten können.

Aber ist die Organisation von Klassenfahrten das Problem? Wer mit

Lehrerinnen und Lehrern spricht, hört doch vor allem von riesigen Problemen im Sozialverhalten der Jugendlichen. Ein normaler Unterricht ist da oft nicht möglich, der Lehrer wird zum Sozialarbeiter.

OLAF KÖLLER: Das ist ohne Frage ein Problem vor allem an Gemeinschaftsschulen ohne Oberstufe, wo der Anteil der benachteiligten Kinder sehr hoch ist. Da herrscht viel Frust in den Familien, gerade bei den Jungs gelten Rollenideale, in denen „cool“ sein wichtiger ist als gute Noten. Das ist sicherlich eine große Aufgabe, aber eben vor allem für Sozialarbeiter und Psychologen. Und auch davon muss das Lehrpersonal entlastet werden, etwa durch mehr Sozialarbeit an den Schulen.

Aber solange wir die nicht haben, bleibt die Arbeit als Lehrer oder Lehrerin ein Knochenjob. Es droht frühzeitig der Burn-out. Nur die wenigsten halten doch bis zur Pensionsgrenze durch.

OLAF KÖLLER: Das stimmt, etwa 90 Prozent der Lehrkräfte gehen vor Erreichen des Rentenalters in den Ruhestand. Doch dieser Effekt ist kein neuer, den beobachten wir schon seit vielen Jahren. Und die Frage ist, ob das wirklich nur mit zunehmendem Erschöpfungszustand zu tun hat oder nicht auch mit attraktiv hohen Ruhegeldern der Beamten. Nicht alle Schulen sind ja Brennpunktschulen. Wir haben einen Rückgang der vorzeitigen Pensionierungen gesehen, als vor einigen Jahren die Regelungen verschärft wurden und man seitdem

Etwa 90 Prozent der Lehrkräfte gehen vor Erreichen des Rentenalters in den Rubestand.

bei vorzeitigem Ausstieg deutliche Abschlüsse hinnehmen muss. Doch die Pensionsregelung ist im Vergleich zu anderen Branchen und zu Angestellten immer noch sehr attraktiv. Wer 40 Jahre im Dienst war, geht mit 71 Prozent des letzten Gehaltes in den Ruhestand. So mancher Oberstudienrat kann im Alter von 64 Jahren mit 4500 Euro im Monat in den Ruhestand gehen,

da kommt es auf das eine Jahr mehr nicht an.

Sie meinen, die Lehrer:innen klagen zu viel?

OLAF KÖLLER: Zumindest die Verbände, die sie vertreten. Ja, die Arbeit als Lehrer oder Lehrerin ist anstrengend, anstrengender als so manch anderer Job. Aber wir müssen auch eine Selffullfilling Prophecy verhindern. Wenn ein ganzer Berufsstand, oder dessen Vertretung, darüber klagt, wie schwer ihre Arbeit ist, steigt die Chance, dass alle der Meinung sind, dass sie es schwer haben. Wir haben 700 000 Lehrkräfte in Deutschland, etwa 80 Prozent von denen fühlen sich bei aller Belastung im Job recht wohl. Aber die Minderheit, die oft auch zurecht über zu schlechte Bedingungen klagt, findet halt mehr Interesse in der Öffentlichkeit.

Wie lösen wir den Lehrkräftemangel denn langfristig?

OLAF KÖLLER: Langfristig wird es schon aus demografischen Gründen besser. Die Geburtenzahlen in Deutschland sinken seit 2023, so dass sich die Lage an den Grundschulen in wenigen Jahren entspannen wird. Wir werden dann sogar einen Überschuss an Lehrkräften dort haben, weil wir jetzt so viele ausgebildet haben. In der Sekundarstufe sieht das anders aus, dort werden die großen Kohorten ja noch länger beschult

Die Lage an den Grundschulen wird sich in wenigen Jahren entspannen.

werden, gleichzeitig werden viele Lehrer:innen in Westdeutschland aus den geburtenstarken Jahrgängen in den Ruhestand gehen. Das Dritte ist: Die Zahl der Studienanfänger:innen in den kommenden zehn Jahren bleibt niedrig. Das ist demografisch eine ziemlich spannende Situation, die uns noch zehn bis fünfzehn Jahre beschäftigen wird. Aber dann ist der Spuk vorbei.

Wir können den jungen Leuten in der Schule heute also nicht mehr empfehlen, auf Lebramt zu studieren?

OLAF KÖLLER: Wenn, dann sollten sie sich für die Sekundarstufe ausbilden lassen. Und Mangelfächer studieren. Meine Prognose ist: Sie werden bis ins 22. Jahrhundert hinein immer eine Stelle bekommen, wenn sie Mathe und Physik oder Informatik studieren. Aber ich würde mir gut überlegen, ob ich in fünf Jahren noch ein Studium zur Gymnasiallehrkraft in Deutsch und Geschichte oder Biologie beginnen würde.

Gerade in den MINT-Fächern, also Mathematik und Naturwissenschaften, sind deutsche Schüler:innen ja der letzten PISA-Studie zufolge nochmals schlechter geworden als der Durchschnitt der OECD-Länder. Vor dem Hintergrund aller Krisen, die gerade auch junge Menschen derzeit bewältigen müssen: Durchschnitt reicht nicht? Müssen wir immer besser sein als die anderen?

OLAF KÖLLER: Na ja, der OECD-Durchschnitt ist ja auch in den vergangenen Jahren stetig gesunken. Und der Trend zeigt, dass es in Deutschland seit 2018 stärker bergab ging als in anderen Ländern. Das sollte uns schon zu denken geben. Wir müssen uns andere Fragen stellen. Warum zum Beispiel hat die Pandemie bei uns stärkere Folgen hinterlassen als in anderen Ländern? Wieso ist die Integration der 2015 nach Deutschland Geflüchteten noch nicht gut gelungen? Sechs von zehn dieser Kinder und Jugendlichen gehören noch immer zur PISA-Risikogruppe. Und warum sind die Leistungen in Mathe und den Naturwissenschaften in den Gymnasien so dramatisch gesunken? Für die Leistungen, für die es heute in diesen Fächern eine Zwei gibt, hätte es vor zehn bis fünfzehn Jahren eine Vier gegeben.

Welche Gründe könnte das haben?

OLAF KÖLLER: Es liegt auch an der Qualität des Unterrichts. Die besten Daten haben wir für den Mathematikunterricht, und da stellen wir fest, dass



Foto: dpa

Olaf Köller, geboren 1963, ist ein deutscher Psychologe und Bildungsforscher mit dem Schwerpunkt Mathematik und Naturwissenschaften. Er ist Direktor der Abteilung Erziehungswissenschaft am IPN, dem Leibniz-Institut für die Pädagogik der Naturwissenschaften in Kiel und gleichzeitig Professor für Empirische Bildungsforschung an der dortigen Christian-Albrechts-Universität. Seit Dezember 2009 ist er zudem Geschäftsführender Wissenschaftlicher Direktor des IPN.

dieser sich seit rund 20 Jahren eigentlich nicht verändert hat. Die Schülerschaft hingegen schon, ihr Leben ist von Social Media und Digitalisierung bestimmt, gleichzeitig hinterfragt sie Leistungsansprüche stärker als frühere Generationen. Zudem gab es natürlich einen starken Corona-Effekt. Und drittens kümmern wir uns zu wenig um die schwachen und benachteiligten Schüler:innen.

Wie gut ein Kind in der Schule ist, hängt in Deutschland weiterhin und zum Teil noch stärker als früher von seiner Herkunftsfamilie ab. Ich selber habe von den Bildungsprogrammen der 1960er-Jahre profitiert, die gerade auch Arbeiterkinder an die Universitäten bringen wollten. Warum haben diese auf Dauer nicht getragen?

OLAF KÖLLER: Sie haben ja getragen. Auch ich war der Erste aus unserer Familie, der aufs Gymnasium durfte.

Und viele andere junge Menschen auch, so dass statt zehn Prozent eines Jahrganges in den 1950er-Jahren heute rund 40 Prozent aufs Gymnasium gehen. Wer gute Noten in der Grundschule hat, geht aufs Gymnasium, wer nur Vieren auf dem Zeugnis hat, nicht. Da spielt der Beruf der Eltern keine Rolle mehr, insofern geht es gerechter zu. Aber bei den Wackelkandidaten mit eher mittleren Noten in einem oder mehreren Hauptfächern ist das anders. Wackelkandidat:innen aus einer Professor*innenfamilie werden eher auf einem Gymnasium angemeldet. Eltern ohne akademischen Abschluss entscheiden sich in solchen Fällen eher für eine Gemeinschaftsschule.

Bund und Länder haben nun das Startchancen-Programm gestartet. Rund 20 Milliarden Euro sollen innerhalb von zehn Jahren in Schulen mit einem hohen Anteil benachteiligter Schüler:innen fließen. Wird das für mehr Bildungsgerechtigkeit sorgen?

OLAF KÖLLER: Wenn man flächendeckend etwas bewegen will, müsste man etwa zehnmal so viel Geld in die Hand nehmen. Viele von den Schulen, die nun gefördert werden, sind ja bereits in speziellen Programmen der Bundesländer, sie werden nun in das Startchancen-Programm überführt, und das hilft ihnen natürlich. Aber den Bildungspolitik:innen in den Ländern muss klar sein, dass viele Schulen leer ausgehen, die auch unterstützt werden müssten. Man darf die Hände nicht in den Schoß legen, weil es jetzt dieses neue Programm gibt.

Eines Ihrer Forschungsgebiete ist der Einsatz von Künstlicher Intelligenz im Unterricht. Inwiefern kann KI helfen, die Probleme an unseren Schulen zu lösen?

OLAF KÖLLER: Sie hilft beim Monitoring der Schüler:innen, wenn sie auf ihren digitalen Geräten Aufgaben lösen müssen. Eine KI kann sehr genau verfolgen, was ein Schüler oder eine Schülerin mit der Tastatur macht und mit der Maus, sie stellt sehr schnell fest, ob er oder sie auf dem Holzweg ist, und kann Rückmeldungen und Anregungen geben. Und sie kann der Lehrkraft frühzeitig Hinweise geben, schon während

der Stillarbeit mal zu dem einen oder der anderen zu gehen und zu unterstützen. Die Schüler:innen können bei jedem Text, den sie schreiben, detaillierte Verbesserungsvorschläge bekommen, und nicht nur bei Klassenarbeiten oder wenn sie beim Vortragen der Hausaufgaben an die Reihe kommen.

Sie können sich den Text allerdings auch gleich von der KI schreiben lassen und lernen dann sehr viel weniger als vorher.

OLAF KÖLLER: Nicht unbedingt. Es wird weiterhin wichtig sein, Schüler:innen beizubringen, was einen guten Text ausmacht. Er muss ja so geschrieben sein, dass der Adressat, den ich mir als Autor vorstelle, ihn versteht, ohne Rückfragen stellen zu können. Das müssen Schüler:innen künftig auch bei den Texten überprüfen, die sie sich von ChatGPT schreiben lassen. Diese Fähigkeit brauchen sie also weiterhin, und Schreiben und Lesen müssen sie auch weiterhin lernen. Aber sie können zudem nun Texte wirklich redigieren lernen, was bei handschriftlichen Texten ja nur schwer möglich ist. Dazu müssen sie eine Vorstellung im Kopf haben, was dieser Text leisten soll. Lehrer:innen können ChatGPT übrigens hervorragend zur Unterrichtsvorbereitung

nutzen, etwa um Texte aus Schulbüchern zu vereinfachen. Denn die sind oft zu kompliziert.

Aber stimmt denn dann unser Bildungskanon noch? Es kommen ja viele neue Anforderungen hinzu. Nicht nur Lesen und Schreiben, sondern auch Prompten – also der KI gut strukturierte Anweisungen geben – und die Ergebnisse dann auch nach festgelegten Kriterien überprüfen.

OLAF KÖLLER: Der Kanon muss auf jeden Fall erweitert werden, so wie es die OECD ja mit ihren vier Ks vorgeschlagen hat: Kommunikation, Kritisches Denken, Kollaboration, Kreativität – das sind sicher entscheidende Fähigkeiten für das 21. Jahrhundert. Aber es kommt darauf, diese in die bestehenden Fächer zu integrieren. Der Fächerkanon selbst wird nicht verschwinden, schon deswegen nicht, weil er sich ja an der Universität fortsetzt. Und es werden weiterhin Menschen sein, die diese Fächer unterrichten. Sie werden die KI als Tool nutzen, aber nicht durch sie ersetzt werden können. ◀

Das Gespräch führte Stephan Kosch am 11. Juli 2024 per Videokonferenz.



Foto: dpa



Seit 2020 bilden fünf autonom fahrende Elektrobusse eine eigene Linie, die zwischen dem Busbahnhof in Monheim-Mitte und der Altstadt verkehrt. In den Bussen können bis zu elf Fahrgäste mitfahren.

Schweben im Ungewissen

Theologische Reflexionen über die Nachhaltigkeit von KI

CONSTANTIN GRÖHN

Hilft Künstliche Intelligenz beim nachhaltigen Wirtschaften? Mit Blick auf den Wasser- und Stromverbrauch der Rechenzentren nicht. Gleichzeitig kann sie aber helfen, Energie effizient zu nutzen und zu verteilen. Es kommt auf die politische Regulierung an, meint Constantin Gröhn, Wissenschaftlicher Referent für Theologie und Wirtschaftsethik beim Kirchlichen Dienst in der Arbeitswelt der Nordkirche. Doch auch Kirche und Theologie können Beiträge zum Thema liefern.

Der Kölner Indipop-Musiker und Autor Peter Licht träumte davon, zu schweben, zu fliegen – ohne den Schrecken eines möglichen Aufpralls. In seinem Song „Die Technik wird uns retten“ öffnet sich ein Raum von scheinbar grenzenlosen Möglichkeiten. Das dazugehörige Album „Beton und Ibuprofen“ von 2021 taucht in die Abgründe der modernen Welt ein und versucht, uns aus den zubetonierten Zuständen

zu befreien, die uns Kopfschmerzen bereiten: „Wir fahren in einem führerlosen Fahrzeug / Und das Fahrzeug fuhr fehlerfrei.“ Diese Zeilen sind Träume aus dem Stoff unserer neuen Wirklichkeit, wahr und doch auch illusionär zugleich.

Künstliche Intelligenz (KI) wird oft als Allheilmittel für die drängendsten Probleme unserer Zeit angepriesen, selbst in Bezug auf den Erhalt unserer Lebensgrundlagen. Sie könnte tatsächlich einen Unterschied machen, planetare Grenzen besser zu achten, wenn sie bedacht, verantwortungsvoll und mit der gebotenen Sorgfalt eingesetzt würde. Vielmehr steht aber zu erwarten, dass KI den nächsten Schritt in der Technisierung und Digitalisierung unserer Gesellschaft darstellt – auf der einen Seite effizient und beschleunigend, auf der anderen Seite begleitet von Rückschritten und Gefahren. Dazu zählen Desinformations-Kampagnen, die Bedrohung der Privatsphäre (einschließlich des Urheberrechts), algorithmische Diskriminierung und ein erneuter Anstieg des Energieverbrauchs. Ein aktueller Ansatz, dieses Spannungsfeld zu regulieren, ist der

EU AI-Act, die weltweit erste KI-Verordnung, die hohe Standards für Gesundheit, Sicherheit und Umweltschutz gewährleisten sowie Innovation und Verkauf von KI innerhalb des EU-Binnenmarktes fördern soll. Trotz philosophisch klingender Begriffe wie menschenzentrierter oder vertrauenswürdiger KI in der Verordnung bleiben die Re-

Wäre das Internet ein Land, gehörte es bereits zu den größten CO₂-Emittenten.

gelungen hinter den Erwartungen zurück. Denn in puncto Nachhaltigkeit gilt es nach Artikel 40 der europäischen KI-Verordnung bereits als Innovation, wenn in den nächsten Jahren die genauen Treibhausgasemissionen dokumentiert werden müssen – und das auch nur bei Hochrisiko-KI-Systemen.

Dabei ist schon jetzt klar: Die fortschreitende Digitalisierung und die zunehmende Nutzung von Streaming-Diensten und KI-Anwendungen treiben den Bedarf an Re-

chenleistung in den Rechenzentren in die Höhe. Die modernen „Tempel der Daten“ erfordern immer mehr Energie und verursachen damit einen Anstieg der CO₂-Emissionen. Wäre das Internet ein Land, wäre es heute, je nach Quelle, bereits unter den Top drei bis sechs der größten Emittenten.

Die Quelle des Stroms, den die Rechenzentren verbrauchen, ist dabei entscheidend: Fossile Brennstoffe hinterlassen einen besonders tiefen ökologischen Fußabdruck. Doch selbst wenn gemäß Koalitionsvertrag ab 2027 jedes Rechenzentrum in Deutschland treibhausgasneutral arbeiten sollte, bleibt der ökologische Fußabdruck durch die Herstellung und den Transport der großen Mengen an Elektronik und Infrastruktur erheblich. Zudem ist absehbar, dass die Konkurrenz um erneuerbare Energien zunehmen wird.

Dass KI-Systeme und die fortschreitende Digitalisierung als Ganzes zur weiteren Erhöhung der CO₂-Emissionen beitragen, geschieht meist unbemerkt von den Nutzenden, die das Internet als immaterielles Phänomen betrachten. Doch die virtuellen Wolken, die ihre Daten regnen lassen, haben große „Auspuffe“: Ein einziges KI-Bild verbraucht die Energie einer Handy-Ladung. Doch nicht nur die Atmosphäre wird belastet. Auch der Wasserverbrauch ist immens.

Durstige Maschinen

Generative Text-Modelle wie ChatGPT, Gemini oder Mistral sind durstige Maschinen – eine durchschnittliche Unterhaltung mit ihnen verbraucht etwa einen halben Liter Trinkwasser, wie eine Studie der University of California und der University of Texas zeigt. Bei derzeit rund 1,5 Milliarden Besuchen pro Monat summiert sich dies schnell. Hinzu kommt der Wasserbedarf beim Training dieser Modelle. Allein das Training von ChatGPT-3 verbrauchte 5,4 Millionen Liter (5 400 Kubikmeter) Wasser, wovon bereits 700 000 Liter für die Kühlung der Rechenzentren benötigt wurden. Zum Vergleich: Der durchschnittliche Wasserverbrauch pro Person beträgt in deutschen Haushalten 121 Liter pro Tag.

Das bedeutet, dass allein für das Training von ChatGPT-3 so viel Wasser verbraucht wurde, wie rund 122 Personen in einem Jahr verbrauchen würden. In Regionen mit extremem Wassermangel, wie Äthiopien, beträgt der durchschnittliche Wasserverbrauch pro Person in ländlichen Gebieten

nur etwa 15 Liter pro Tag. Der Wasserverbrauch für das Training von ChatGPT-3 entspricht somit dem Jahresverbrauch von etwa 985 Personen in diesen Regionen. Es ist noch unbekannt, wie oft sich Trainingszyklen für die vielen verschiedenen Modelle wiederholen. Zwar verwenden viele Rechenzentren geschlossene Kühlkreisläufe, doch Wasserverluste durch Verdunstung, Leckagen und Wartungsarbeiten sind unvermeidlich und können erhebliche Mengen ausmachen.

Stille Wächter

Eine strenge Definition von Nachhaltigkeit, wie sie beispielsweise der ökologische Imperativ nach Hans Jonas fordert, betont die beständige Möglichkeit für viele Generationen von Menschen, ein gutes Leben zu führen. Sein Konzept der „Permanenz echten menschlichen Lebens“ zielt auf das dauerhafte Aufrechterhalten des menschlichen, tierischen und pflanzlichen Lebens auf diesem Planeten ab. Zukunftsfähig ist nur, was global verallgemeinbar ist – eine globale Klimagerechtigkeit ist notwendig, damit alle Staaten die Chance haben, mitzumachen. Würde jeder Mensch täglich Texte, Bilder oder Musik generieren lassen, wäre dies nicht nur nicht nachhaltig, sondern schon kurzfristig nicht tragbar.

Manche KI-Anwendungen kommen aber auch unmittelbar der Allgemeinheit zugute: KI-Systeme können die Verteilung und Nutzung von Energie verbessern. Zum Beispiel können intelligente Strom-

netze (Smart Grids), die von KI gesteuert werden, den Energiefluss in Echtzeit überwachen und steuern. Das führt dazu, dass erneuerbare Energien effizienter genutzt werden und weniger fossile Brennstoffe benötigt werden. Wie stille Wächter können KI-Systeme auch über Umweltparameter wachen und Veränderungen in den Ökosystemen frühzeitig erkennen. Durch die Analyse von Satellitendaten unterstützen sie gut vernetzte Försterinnen und Förster dabei, über die Wälder zu blicken und – mit dem entsprechenden politischen Willen – illegale Abholzungen zu verhindern. Zudem können sie helfen, die häufiger werdenden katastrophischen Wetterereignisse vorherzusagen. Auch in der Kreislaufwirtschaft

*Zukunftsfähig ist
nur, was global
verallgemeinbar ist.*

spielen KI-Anwendungen eine bedeutende Rolle: automatisierte Sortierungssysteme helfen, Wertstoffe zurückzugewinnen und den Bedarf an neuen Rohstoffen zu verringern.

Was können Kirche und Theologie in dieser Debatte beitragen? Zunächst sollten sie einen differenzierten Blick auf die Technik des maschinellen Lernens und generativer Algorithmen gewinnen. Es braucht also die Bereitschaft, Neues zu denken und zu lernen. Es fängt mit Worten wie „prompten“ (als dem strukturierten Dialog mit der KI) an und endet bei der Frage, wo es in unserer

EKD Evangelische Kirche
in Deutschland

Hanna-Jursch-Preise

Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) schreibt zum 13. Mal den **Hanna-Jursch-Preis** und zum siebten Mal den **Hanna-Jursch-Nachwuchspreis** aus.

Die Preise dienen der Auszeichnung und Förderung herausragender wissenschaftlich-theologischer Arbeiten, in denen gender- bzw. geschlechterspezifische Perspektiven eine wesentliche Rolle spielen.

Das Thema der 13. Ausschreibung lautet:

Übergänge – Untergänge

Kritische Perspektiven auf Mensch – Natur – Technik

Die Arbeiten sind bis zum 15.2.2026 digital bei der Geschäftsführung einzureichen.

Stabsstelle Chancengerechtigkeit der Evangelischen Kirche in Deutschland
Herrenhäuser Straße 12, 30419 Hannover, Telefon: 0511/2796 - 441
E-Mail: Stabsstelle-Chancengerechtigkeit@ekd.de

Weitere Informationen: <https://www.ekd.de/hanna-jursch-preis-info-25087.htm>



Foto: dpa

Mitarbeiter im europäischen Rechenzentrum von Apple im dänischen Tjele. Dieses Rechenzentrum wird zu 100 Prozent mit erneuerbarer Energie betrieben.

Arbeit Sinn hat und ob es wirklich notwendig ist, sich beispielsweise generativer Textmodelle zu bedienen. Diese „Lernarbeit“ ist notwendig in Theologie und Kirche, weil es mit der KI wie mit dem Internet ist: Beides bleibt Bestandteil unserer jetzigen Zivilisation. Diese Tatsache stellt uns vor die moralische Herausforderung, wie wir mit einer Technologie umgehen, die einerseits einen Vorteil für die derzeit Nutzenden bringen kann, andererseits aber, in einem größeren Kontext betrachtet, erhebliche ökologische und ethische Gerechtigkeits-Fragen aufwirft.

Doch der wahre Beitrag der Kirche könnte in einer Ethik des Genug liegen – einer Ethik, die das rechte Maß findet und den bewussten Umgang mit Technologie fördert. Diese Denkweise der Suffizienz bedeutet nicht Verzicht oder Verbot, sondern eine Besinnung auf das Wesentliche. Warum sollte es nicht eine Art ‚Energie-Score‘ für die Nutzung digitaler Anwendungen geben, der anzeigt, wie viel Strom die Nutzerin oder der Nutzer bereits verbraucht hat? Die Fülle des Einfachen zu erkennen und in der gesellschaftlichen Beschleunigung auch das Innere zu fördern, ist ohnehin eine zentrale Aufgabe von Kirche.

Kirchliche Einrichtungen können durch Bildungsprogramme und Verantwortungsträger*innen durch öffentliche Stellungnahmen das Bewusstsein dafür schärfen, dass die Herausforderungen des Anthropozäns besonders auch die digitale Welt betreffen,

die ein integraler Bestandteil der Wirtschaft und unseres Alltags geworden ist. Kirchliche Initiativen können zudem Plattformen für den Dialog zwischen Politik, Wissenschaft, Wirtschaft und Zivilgesellschaft über die verantwortungsvolle Nutzung von Technologie schaffen.

Kirchliche KI-Reflexion kann aber noch tiefgreifender wirken: Obwohl Technologie oft als neutral betrachtet wird, ist sie doch stets geprägt von den historischen, kulturellen und sozialen Bedingungen ihrer Entstehung. Menschliche Entscheidungen und gesellschaftliche Strukturen beeinflussen maßgeblich, wie Technologien entwickelt, genutzt und interpretiert werden. Politische Prioritäten, wirtschaftliche Interessen und kulturelle Normen spielten bisher die dominierende Rolle, doch angesichts der ökologischen Herausforderungen müssen die ökologischen Grundlagen des Lebens künftig Vorrang erhalten. Ohne die Einhaltung der planetaren Grenzen ist jede Zivilisation und jede relevante Wirtschaft verloren.

Moderne ethische Ansätze, die die komplexe Wechselwirkung von Technologie und Gesellschaft berücksichtigen, betonen die Notwendigkeit struktureller Veränderungen neben individueller ethischer Reflexion, um nachhaltiges Handeln zur Regel zu machen. Die Forderung nach einer zielgerichteten CO₂-Bepreisung für KI-Technologien, wie sie etwa vom Politikwissenschaftler Pascal D. König erhoben wird, und die über die bereits existierende Besteuerung des Ener-

Der wahre Beitrag der Kirche könnte in einer Ethik des Genug liegen.

gieverbrauchs von Rechenzentren hinausgeht, steht exemplarisch für diesen Ansatz. Voraussetzung dafür ist jedoch die Entwicklung geeigneter Methoden zur Messung und Bewertung des CO₂-Fußabdrucks von KI-Anwendungen. Die daraus resultierende Spannung zwischen Klima- und Sozialpolitik, bei der höhere Kosten den Zugang zur Technologie einschränken könnten, stellt ein komplexes Diskussionsfeld dar.

Dieser Fokus auf die ökologischen Auswirkungen von KI ist wichtig, darf aber nicht von den grundlegenden ethischen Fragen im Umgang mit dieser Technologie und deren Verflechtung mit bestehenden wirtschaftlichen Strukturen ablenken. Dietrich

Bonhoeffer kritisiert in seiner Ethik in diesem Zusammenhang die „Mechanisierung des Lebens“, bei der Lebewesen (also auch Menschen) lediglich nach ihrem Nutzen beurteilt und zu Werkzeugen eines übergeordneten Systems degradiert werden. Wie aktuell diese Kritik an der Ausbeutung ist, lässt sich auch an den heutigen ökologischen Krisen ablesen, die ein neues Verständnis von der Erdgemeinschaft und der lebendigen Welt nötig machen.

Staatliche Regulierung

Hinzu kommt die Sorge, was mit den Daten geschieht: Welche Konsumscores und politischen Präferenzen lassen sich auslesen? Bonhoeffers Kritik lädt uns heute dazu ein, Technologien im Rahmen wirtschaftlicher Strukturen kritisch zu betrachten, die potenziell unerwünschte ökonomische Auswirkungen verstärken könnten. Bestimmte KI-Anwendungen sind darauf ausgerichtet, den Konsummarkt durch niederschwellige Angebote zu erweitern und Menschen zum übermäßigen Verbrauch zu verleiten – beispielsweise durch personalisierte Werbung mittels KI. Gleichsam ist auch behutsam mit KI-Lösungen umzugehen, die die Nachhaltigkeit einer reinen Konsumperspektive unterordnen. Diese Gefahr besteht beispielsweise bei sogenannten „Ethical/Sustainable Consumption Apps“.

Angesichts der Überschreitung planetarer Grenzen ist es unerlässlich, Technologien nicht nur ethisch zu reflektieren, sondern auch staatlich zu regulieren. Nur so kann sichergestellt werden, dass Künstliche Intelligenz verantwortungsbewusst eingesetzt wird und nicht fragwürdige wirtschaftliche Praktiken fördert oder den Konsummarkt erweitert, ohne ökologische Konsequenzen einzubeziehen. Also, lasst uns die Technik nutzen, aber mit einer gesunden Portion Skepsis. Denn trotz der neuen technologischen Perfektion stellt sich das Gefühl von Kontrollverlust ein. Auch in der vermeintlichen „Brave New World“ der KI ist die Vergangenheit, der gleiche Pfad der marktwirtschaftlichen Moderne, auf dem wir immer noch gehen, präsent. Ein abschließendes Zitat aus dem Lied „Die Technik wird uns retten“ von Peter Licht illustriert diese Ambivalenz:

„Und das Fahrzeug fuhr fehlerfrei / Fuhr'n uns ruhig und sicher / Fühlten uns führerlos / Selbst die Toten winken.“ ◀

„Muss man wollen, was man nicht will?“

Tiefer Glaube mit kritischer Nüchternheit durchdrungen: die Lieddichterin Hedwig von Redern

ADELHEID VON HAUFF

Ihre Lieder finden sich noch heute in evangelischen Liederbüchern, eines im Evangelischen Gesangbuch.

Wer war Hedwig von Redern (1866–1935)? Was zeichnete sie aus? Die Heidelberger Religionspädagogin Adelheid von Hauff erinnert an eine außergewöhnliche Frau, die auch als Schriftstellerin, Exegetin und Seelsorgerin tätig war.

Am Vorabend ihrer Exekution sang die 22-jährige Deutsch-Baltin Marion von Klot (1897–1919) wie an jedem anderen Abend der vergangenen Monate im Zentralgefängnis von Riga das Lied: „Weiß ich den Weg auch nicht, du weißt ihn wohl.“ Ihr ebenfalls inhaftierter Konfirmator Erhard Doebler (1882–1919) hatte sie vor Jahren mit dem Lied bekannt gemacht. Doebler war in einer Gedichtsammlung auf den 1902 verfassten Text aufmerksam geworden. Seine Chorleiterin Anni Sokolowsky fand mit einer 1868 von John Bacchus Dykes vertonten englischen Weise die passende Melodie dazu.

Marion von Klot sang das Lied erstmals im Neujahrsgottesdienst 1916, fortan war es ihr Lied. Während des Lettischen Unabhängigkeitskrieges ergriff sie oftmals die Gelegenheit, Leidtragende mit ihrem Gesang zu trösten. Als sie im April 1919 verhaftet wurde, begleitete sie dieses Lied ins Gefängnis und bis in den Tod. Am 22. Mai 1919 wurde die junge Sängerin mit zweiunddreißig weiteren Personen hingerichtet. Doch wer steht hinter diesem Lied, hat es gedichtet? Wer hat die Zeilen geschaffen, die Menschen in schier ausweglosen Situationen Trost und Hoffnung spendeten? Die Dichterin des Liedes ist Hedwig von Redern (1886–1935). Von ihr heißt es, dass all ihre Gedichte und Lieder wie auch dieser Text ihr einfach so aus der Feder flossen. In ihrer Autobiografie *Knotenpunkt* schreibt sie: „Ohne Ahnung, was es ausrichten sollte, stand's eines Tages auf einem Zettel und kam ins Büchlein



Eine undatierte Postkarte aus dem Emil Müller Verlag Barmen mit dem Kirchenlied „Weiß ich den Weg auch nicht, du weißt ihn wohl“.

„Geborgen“ und von da zu den baltischen Märtyrern ins Gefängnis.“

Anna Charlotte Hedwig von Redern kommt am 23. April 1866 in Berlin als Tochter des Oberstleutnants Hermann von Redern (1819–1886) und der Anna, geborene von der Marwitz (1846–1919), zur Welt. Nach Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges (1870/71) wird das Regiment des Vaters als Besatzungsarmee nach Frankreich beordert. Bis 1873 lebt

Sie rebelliert gegen die Unabänderlichkeit des Todes.

die Familie in Nancy. Hier erwirbt Hedwig hervorragende Französischkenntnisse. Nachdem der Vater seine militärische Laufbahn beendet hat, zieht die Familie 1874 auf den Familienstammsitz Wansdorf in der Mark Brandenburg.

„Muss man denn wollen, was man nicht will? Muss man's, wenn man vier Jahre alt ist? Könnte es jemand helfen, wollte ich es tun; aber so – nein!“ So entgegnet die vierjährige Hedwig der Mutter, als diese sie zwingen will, einen auf der Straße vorbeiziehenden tanzenden Bären zu beobachten. War es kindlicher Trotz oder verbarg sich dahinter ein Charakterzug? In ihrer Autobiografie sieht von Redern hinter der kindlichen Äußerung bereits das sie lebenslang begleitende Motto, nur die Dinge zu machen, von deren Notwendigkeit sie überzeugt ist. Mit acht Jahren begegnet von Redern erstmals dem Tod. Als ihr 17-jähriger Vetter, Albrecht von Waldersee, im Sterben liegt, betet sie im kindlichen Gottvertrauen für seine Genesung. Dass die Erwachsenen ihr Vertrauen in die Macht des Gebetes nicht teilen, befremdet das Mädchen. Zugleich macht sie sich Gedanken über den Tod. Unvorstellbar ist ihr, dass man zuerst sterben muss, um danach ewig zu leben. Sie rebelliert gegen die Unabänderlichkeit des Todes. Zeichenhaft legt sie einen knospenden Zweig auf das Bett des sterbenden Veters. Mit dem zum Leben erwachenden Zweig beschenkt sie einen Freund, der in ein unbekanntes Land gehen muss und nie wieder Blumen pflücken kann. Von Rederns Glaube bewegt sich hier in der Spannung zwischen Grundvertrauen und Grundmisstrauen, zwischen Wunscherfüllung und tiefer Enttäuschung. Das Gottesbild

des Kindes impliziert beides: das Gefühl der Geborgenheit und das Gefühl des Verlassenwerdens.

Hedwig von Redern ist Offizierskind. Das gesprochene Wort ist für sie verpflichtend. So soll es auch mit dem Ja bei ihrer Konfirmation sein. „Wenn ich ja sage, soll's auch ja sein.“ Dem starken Willen der Konfirmandin steht ihr Konfirmationsspruch gegenüber: „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt. Darum fürchte dich nicht, glaube nur; denn der Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat“ (Markus 9,23; Markus 5,36 und 1. Johannes 5,4). Wie der Glaube im Verlauf der Jahre zu einem ihr Leben und Handeln bestimmenden Element wird, zeigen ihre späteren Texte.

1886 stürzt die Nachricht vom plötzlichen Tod des geliebten Vaters die Zwanzigjährige in eine Lebenskrise. Auflehnung und die Suche nach einem Sinn streiten in ihr. Jesu Worte aus Johannes 13,7 trösten nur vordergründig: „Sei still, du wirst es hernach erfahren.“ Der hier ansatzweise zum Ausdruck kommende Glaube, Gott verfolge auch mit dem Leid eine heilbringende Absicht, steht im Widerspruch zu ihrem tiefen Schmerz. Noch dominiert der rätselhafte und angstmachende Gott ihr Denken. Nach dem Verlust ihres Ehemanns steckt Anna von Redern ihrer Tochter Hedwig dessen Verlobungsring an den Finger und weist ihr damit den Platz zu, den zuvor Hermann von Redern eingenommen hatte. Mit dem Anstecken des Ringes stellt Anna von Redern auch die Weichen für die Ehelosigkeit ihrer Tochter. Im Gegensatz zu dem Verhalten des vierjährigen Mädchens nimmt die pflichtbewusste junge Frau diese Aufgabe als von Gott gegeben an.

Verlust der Heimat

Wenig später verkauft die Mutter auch noch den Familienstammsitz Wansdorf und bezieht mit ihren beiden Töchtern eine Stadtwohnung in Berlin. Von Redern verliert mehr als das väterliche Anwesen, sie verliert ihre Heimat. Wieder erscheint ihr Gottes Handeln rätselhaft. Sie zweifelt an seiner Gerechtigkeit und Liebe. Gott mutet ihr in zerstörerischer Absicht Unglück zu. Ihr Gottesbild wandelt sich, als von Redern in Berlin mit Vertretern der Gemeinschaftsbewegung in Berührung kommt. Es sind Evangelisationsveranstaltungen des

schwäbischen Evangelisten Elias Schrenk (1831–1913), die den Anstoß zu ihrer religiösen Umkehr geben. Die Dichterin erlebt keine auf Tag und Stunde genau datierbare Bekehrung. Sie lässt sich nicht von einer im Gefühl verankerten Begeisterung anstecken. Vielmehr prüft sie kritisch, ehe sie sich der neuen Botschaft öffnet. Ergriffen von der Erkenntnis, dass ihr in Christus der gütige Gott gegenübertritt, besucht sie fortan die in Berlin stattfindenden christlichen Teeabende und lernt die führenden Vertreter und Vertreterinnen der Gemeinschaftsbewegung kennen.

Die Gemeinschaftsbewegung ist eine innerkirchliche Reformbewegung, die sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts zur Erneuerung des Barockpietismus und der Erweckungsbewegung bildete. Wie die Erweckungsbewegung, so kennzeichnet auch die Gemeinschaftsbewegung ein endzeitliches Moment. Ihre Anhänger gehen davon aus, dass die Wiederkunft Christi unmittelbar vor der Tür stehe. Zu den gegenüber dem Barockpietismus neuen Elementen der Gemeinschaftsbewegung gehören die aus dem Angelsächsischen entlehnten öffentlichen Evangelisationsveranstaltungen. Sie finden in öffentlichen, nicht sakralen Räumen statt. Ein weiteres Kennzeichen ist eine geradezu individualistische Frömmigkeit. Die Bewegung bildet keine einheitliche Theologie aus. Der Glaube der Einzelnen gründet auf dem Vertrauen gegenüber der Bibel, der Notwendigkeit der Wiedergeburt und einer daraus folgenden bewusst christlichen Lebensgestaltung. Neu ist, dass Frauen und Mädchen unter Berufung auf die Bibel selbstverständlich Gottes Wort verkündigen. Lange bevor die offizielle Kirche Frauen das Predigtamt zugesteht, halten die – meist dem Adel entstammenden Frauen – Bibelstunden und predigen öffentlich. Hedwig von Redern unterrichtet in der Sonntagsschule, besucht Kranke, verteilt Traktate, leitet Bibelstunden und kümmert sich seelsorgerlich um Ratsuchende, und zwar vorwiegend um Männer.

Man kennt sich innerhalb der Gemeinschaftsbewegung, und so reist von Redern auch nach Bad Blankenburg zu den alljährlich stattfindenden Allianzkonferenzen, die Anna Thekla von Weling (1837–1900) nach dem Vorbild der angelsächsischen Heiligungsbewegung als freikirchlich orientierte ökumenische Veranstaltung gegründet hat. Von Anna Thekla von Weling

stammt das bis heute ebenfalls im Evangelischen Gesangbuch und im Gotteslob der römisch-katholischen Kirche stehende Lied: „Die Kirche steht gegründet allein auf Jesus Christ.“ Sie hat es 1898 aus dem Englischen übersetzt.

Weitere Kontakte unterhält von Redern zu dem 1898 in Bad Freienwalde gegründeten Bibelhaus Malche. Hier werden Frauen für den Verkündigungsdienst im In- und Ausland ausgebildet. Ein weiteres Betätigungsfeld ist der 1899 gegründete Deutsche Frauenmissionsgebetsbund, zu dessen Gründerinnen sie gehört.

Es ist die Zeit, in der die englische Heiligungsbewegung auch Deutschland erreicht. Während die meisten Vertreterinnen und Vertreter der Gemeinschaftsbewegung mehrfach zu der jährlich stattfindenden Glaubens-Konferenz nach Keswick in Wales reisen, sprechen die gefühlsbetonten Veranstaltungen Hedwig von Redern nicht an. Ihr tiefer Glaube ist von einer kritischen Nüchternheit durchdrungen. Er lässt sie zu einer im Gefühl beheimateten Religion in Distanz gehen.

Eine Autodidaktin

„Ich werf' sie lieber ins Feuer. Was mit meinem Herzblut geschrieben ist, sollen Fremde begaffen? Niemals!“ Mit diesen Worten wehrt von Redern sich gegen den Druck ihrer Gedichte. Trotzdem erscheint bereits 1894 ihr erstes gedrucktes Werk unter dem Titel: „Schlichte Lieder für schlichte Leute“.

Sie schreibt auch Kurzgeschichten. Daraus entsteht der ab 1929 jährlich erscheinende Kalender „Zeit und Ewigkeit“. Aus den im Auftrag des Christlichen Vereins Junger Männer (CVJM) für Jugendliche verfassten Texten entstehen Geschichten für Kinder und Jugendliche. Die Offiziers-tochter gibt ihnen den Titel „Wehr und Waffe“. Zusammen mit Andreas Graf Bernstorff (1844–1907) und Ernst Lohmann (1860–1936) wird sie Schriftleiterin des christlichen Korrespondenzblattes: *Die Warte*. Nach einem Verlegerwechsel erhält es 1904 den Titel *Auf der Warte*.

Seit der Jahrhundertwende verfasst die bereits als Schülerin historisch interessierte Frau Historienbiografien. Unter der Überschrift: „Ein Werkzeug in Gottes Hand. Evangelische Züge aus dem Leben einer katholischen Heiligen“ porträtiert sie Katharina von Siena (1347–1380). Da es in

evangelischen Kreisen nicht üblich ist, sich mit Glaubenszeuginnen und Glaubenszeugen der vorreformatorischen Zeit zu beschäftigen, begründet sie ihr Vorhaben so: Gottes Geist kümmert sich weder um die Schranken der Konfession noch des Geschlechts, er schafft vielmehr zu allen Zeiten Individualitäten, die der großen Gottesfamilie angehören.

Aufgrund nicht zugänglicher Primärquellen entnimmt sie den bereits vorliegenden historischen Bearbeitungen in deutscher, englischer und französischer Sprache ihre Kenntnisse. Hinzu kommt die Kirchengeschichte des Kirchenhistorikers Karl August von Hase (1800–1890). Den historischen Gestalten gibt sie mit Zitaten aus den vorliegenden Quellen eine Stimme. Die kommentierenden Zwischentexte bilden ihre eigene religiöse Einstellung, ihre Theologie und Anthropologie ab.

Dass sie Frauen und Männer zur Glaubensstärkung ihrer Leserinnen und Leser vorstellt, begründet sie in ihrer Autobiografie so: „Gott hat ja immer dem Mann Ergänzung in der Frau geschaffen, auch wenn Er sie nicht leiblich verband. Alle Einzelentwicklung bleibt einseitig; selbst an der selbständigen großen deutschen Frau Hildegard von Bingen spürt man die männlichen Einflüsse, wenn sie auch nicht wie Franz und Klara, Madame Guyon und Fënelon Schulter an Schulter kämpften.“ Aus der Reihe der evangelischen Liederdichter hat von Redern Gerhard Terstegen (1697–1769) und Gustav Knak (1806–1878) porträtiert.

Zwar werden ihr, der Frau aus dem Adel, das Abitur und Theologie-Studium verwehrt, trotzdem wirkt sie lebenslang als Theologin. Ausgestattet mit einer hervorragenden, durch Erzieherinnen und Hauslehrer erworbenen Allgemeinbildung, eignet sie sich autodidaktisch mehrere Fremdsprachen sowie fundierte historische, literarische und theologische Kenntnisse an. Hedwig von Redern ist als Übersetzerin, Dichterin, Exegetin, Sozialarbeiterin und Seelsorgerin tätig. Sie übt diese Berufe zu keiner Zeit zum Broterwerb aus. Das familiäre Vermögen ermöglicht ihr, sich – modern ausgedrückt – im Ehrenamt zu engagieren.

Mit ihren Liedern wirkt sie bis heute als Seelsorgerin. Ihr bekanntestes Lied: „Weiß ich den Weg auch nicht, du weißt ihn wohl“ steht im Regionalteil des Evangelischen Gesangbuches vieler Landeskir-



Foto: © Brunnen Verlag

chen. Es wird in Gottesdiensten und bei Beerdigungen gesungen. Ihre Biografien sind nur noch in älteren Auflagen im Umlauf, sie werden aber noch immer gelesen. Auch ihre Bibelerklärungen sind nur noch antiquarisch erhältlich. Hedwig von Redern war keine historisch-kritische Exegetin. Trotzdem gehört sie zu den Frauen, die ohne offizielles Amt theologisch wirkten.

Sie ist bereits krank, als sie 1930 zur geistlichen Mutter der in Berlin lebenden Sinti und Roma wird. Schon lange faszi-

Sie gehört zu den Frauen, die ohne offizielles Amt theologisch wirkten.

niert sie die unbändige Leidenschaft und Schönheit dieser unterdrückten Bevölkerungsgruppe. Sie gehört zu den ersten, die diese rechtlosen Menschen in ihrem Quartier im Wald besuchen. Sie kümmert sich um einzelne und schenkt ihnen ihre Freundschaft. Für ihre Beerdigung wünscht sie, dass die von ihr so genannten Zigeunerkinde händeklatschend das englische, von ihr übersetzte Herrlichkeitslied singen: „Wenn nach der Erde Leid, Arbeit und Pein ich in die goldenen Gassen zieh ein, dann wird das Schau'n meines Heilands allein Grund meiner Freude und Anbetung sein.“ Hedwig von Redern stirbt am 22. Mai 1935. ◀

Auch voneinander lernen

Wolfgang-Michael Klein schreibt eine Arbeit über Evangelikale und Bibel in Deutschland

Der Heidelberger Theologe Wolfgang-Michael Klein promoviert über evangelikales Bibelverständnis. Das lohnt sich, denn in den vergangenen Jahrzehnten hat sich dort einiges getan.

Als Siebenbürger Pfarrerskind wollte ich durchaus nicht Theologe werden, sondern Kirchenmusik studieren. In Folge eines Kindheitsunfalls hängte ich diesen Traum jedoch an den Nagel und ging der Anregung meiner Religionslehrerin nach. So habe ich gerne in Berlin, Glasgow und Heidelberg Theologie studiert. In Heidelberg kam ich auch zu meinem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Promotionsprojekt, mit dem ich jetzt kurz vor dem Abschluss stehe. Es trägt den (Arbeits-)Titel „Evangelikale Bibelhermeneutiken seit 1990 im deutschsprachigen Raum“.

Ursprünglich wollte ich meine Dissertation zu der Frage schreiben, ob und wie weit sich religiöse in säkulare Sprache übersetzen lässt. Aber das neue Projekt hat mich schnell überzeugt. Zum einen hat sich in den vergangenen Jahrzehnten auf diesem Feld viel getan; zum anderen betritt meine Arbeit tatsächlich Neuland. Knapp zusammengefasst, zeichnet meine Studie nach, wie evangelikale Hochschullehrer heute die biblischen Texte verstehen und ihren Umgang mit diesen reflektieren.

Die Arbeit gliedert sich in zwei Teile: Im ersten Teil kontextualisiere ich evangelikale Bibelhermeneutiken, beginnend mit zentralen Begrifflichkeiten. Dabei arbeite ich unter anderem heraus, was ich unter „Evangelikalismus“ und christlichem „Fundamentalismus“ verstehe. Wichtig ist hier etwa, dass weder Evangelikalismus im Fundamentalismus aufgeht noch umgekehrt. Fundamentalismus verstehe ich vor allem als eine Tendenz, die sich an Lehrgehalten wie an ethischen Normen zeigen lässt. Im Anschluss daran zeichne ich die institutionelle Ausdifferenzierung des deutschsprachigen Evangelikalismus nach. Dabei analysiere ich unter anderem vier wichtige außeruniversitäre Ausbildungsstätten: die Staatsun-



Foto: Adrian Walter/Narmo Visuals

abhängige Theologische Hochschule Basel, die Evangelische Hochschule Tabor, die Internationale Hochschule Liebenzell und die Freie Theologische Hochschule Gießen. Darüber hinaus kommen auch evangelikale Verbände und Organisationen in den Blick.

Rudolf Bultmann steht noch immer im Fokus evangelikaler Kritik, obwohl auch er pietistische Anliegen verfolgte.

Zum Abschluss des ersten Teils stelle ich mit Johann Salomo Semler, Ernst Troeltsch und Rudolf Bultmann drei Theologen vor, die in unterschiedlicher Weise für ein modernes, aufgeklärtes Christentum stehen,

im Raum der evangelikalen Theologie bis heute jedoch als Wegmarken des als falsch empfundenen Pfades der neueren Theologie stilisiert werden. Im Fokus ist bis heute Rudolf Bultmann, obwohl gerade er offenkundig pietistische Anliegen verfolgte.

Im zweiten Teil erfolgt die inhaltlich-materiale Auseinandersetzung mit evangelikalen Bibelhermeneutiken. Das vierte Kapitel fokussiert die auslegende Person, das fünfte das Objekt der Bibelauslegung. In diesen Kapiteln werden die inhaltlichen Konzeptionen umfänglich analysiert. Dabei arbeite ich unter anderem die Inversion von auslegendem Subjekt und Objekt der Auslegung heraus, die für die allermeisten untersuchten Bibelhermeneutiker den Maßstab bildet. Infolge dieser Umkehrung wird die

auslegende Person – ich verstehe darunter diejenige, die denkend an Texten arbeitet – letztlich nicht zum Thema gemacht: Die Bibel lege den Menschen aus. Auslegende haben sich vor allem unterzuordnen und den Geist wirken zu lassen. Den tieferen, eigentlichen Sinn erschließe nur der geistgewirkte Glaube.

Ohne Frage ist es ein wichtiges Moment festzuhalten, dass es Dimensionen des Textverständnisses gibt, die nicht bis ins Letzte rationalisierbar sind. Wir sollten dem Heiligen Geist etwas zutrauen. Auch von der expliziten Thematisierung von Frömmigkeit im Curriculum der Hochschulen kann universitäre Theologie meiner Meinung nach lernen. Jedoch sollte selbst bei frommem Bibelzugriff Gott eine Chance gegeben werden, sich auch gegen unser Vorverständnis ins Spiel zu bringen. Wenn evangelikale Theologie den Anspruch auf Bibelgemäßheit aufrecht erhalten will, muss sie sich die eigene Form, Gott, Glaube und Kirche zu denken und zu leben, auch von biblischen Texten her infrage stellen lassen. Gerade die teils überschießende Polemik gegenüber universitären Ansätzen verkennt, dass auch historisch-kritisches Arbeiten als Ausdruck der Demut gelesen werden kann, da hier versucht wird, biblische Aussagen nicht mit

Unter der Rubrik „Das Projekt“ berichten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in zeitzeichen über ihre Forschungsarbeiten.

eigenen Vorverständnissen zu überlagern. Im Ansatz der meisten untersuchten Bibelhermeneutiken, Auslegende kaum zum Thema zu machen, liegt demgegenüber die Gefahr, sich selbst und sein Denken an die Stelle von Gottes Geist zu setzen.

Ein Thema, das die Kirchen der Welt seit langem beschäftigt, ist das Thema Homosexualität. Besonders im evangelikalen Kontext wird der Umgang mit homosexuellen Menschen als Grundsatzfrage stilisiert. Gegenüber Forderungen von Toleranz oder gar Akzeptanz wird hier vielfach vertreten, dass Bibeltreue hieße, Homosexualität abzulehnen. In einem Kapitel zur ethischen Anwendung der Bibelhermeneutiken zeige ich anhand dieses Beispielthemas, inwiefern die konkrete Auslegung der von mir untersuchten Hochschullehrer ihren eigenen, in den Hermeneutiken formulierten Ansprüchen genügt und welche Rolle die eigenen Prägungen und Vorverständnisse bei der Auslegung spielen.

Im letzten Kapitel meiner Studie stelle ich die Frage, wie mit dem untersuchten theologischen Spektrum umzugehen ist. Positionen wie die von Christoph Raedel auf der einen und Thorsten Dietz auf der anderen Seite machen deutlich, dass eine pauschale Ablehnung des deutschsprachigen

Evangelikalismus als „fundamentalistisch“ nicht haltbar ist. Entsprechend differenziere ich hier nochmals auf Basis der Ergebnisse und benenne aufgefundene fundamentalistische Tendenzen und Ansätze.

Abschließend arbeite ich heraus, was das gemeinsame Anliegen von evangelikaler Theologie und Universitätstheologie ist. Dass die Auslegung biblischer Texte auch heute diesen gerecht wird, ist beiden Seiten ein ehrliches und ernstes Anliegen. Die Hochschätzung der Demut gegenüber biblischen Texten könnte hier ein sinnvoller gemeinsamer Ansatz sein, das eigene Missverstehen biblischer Texte nicht zum Sonderfall oder gar als pauschales Ergebnis der „anderen“ Seite anzusehen, sondern als Normalfall zu betrachten. Entsprechend plädiere ich dafür, dass die geforderte Demut selbstreflexiv werden muss. Auslegende sollten auch ihre eigenen Prägungen hinterfragen, um nicht nur das Erwartbare in biblischen Texten zu finden. Ich würde mich freuen, mit meiner Studie dazu beizutragen, dass beide Seiten auch ein Stück weit voneinander lernen. Die Besinnung auf Selbstreflexion und Demut könnte dabei helfen. Wechselseitige Polemik hilft jedenfalls nicht weiter. ◀

Aufgezeichnet von Reinhard Mawick

Für Sie reingeschaut

Cursor_ – Zeitschrift für explorative Theologie

Cursor_ ist eine englischsprachige theologische Open-Access-Zeitschrift, also eine Publikation, die ohne Abonnement für alle zugänglich ist. Cursor_ möchte verschiedene Öffentlichkeiten digital zusammenbringen und versteht sich als theologische Werkstatt, in der Fragen an der Schnittstelle kirchlicher, wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Debatten interdisziplinär und innovativ bearbeitet werden, und darüber hinaus auch als Forum für Essays und innovative Publikationsformate wie „Theologie in einfacher Sprache“. Die Artikel können online aufgerufen und direkt kommentiert und diskutiert werden, und sie sind über das Archiv als PDF herunterladbar. Die aktuelle Ausgabe, die vierte, die seit 2019 erschienen ist, ist schon die zweite, die sich mit „Theologies of the Digital“ (Theologie des Digitalen) beschäftigt. Sie enthält unter anderem Beiträge von Hanna Reichel, Torsten Meireis, Frederike van Oorschot, Florian Höhne und Heide Campbell.

Weitere Infos: <https://cursor.pubpub.org>



Himmel auf Erden

Die Sängerin Tracy Chapman und die Religion

UWE BIRNSTEIN

Vor 36 Jahren wurde die damals 24-jährige US-amerikanische Sängerin Tracy Chapman über Nacht weltberühmt, als sie anlässlich des 70. Geburtstags von Nelson Mandela im Londoner Wembley-Stadion auftrat. Welche Rolle Glaube und Religion bei ihr und ihren Songs spielt, zeichnet der Autor Uwe Birnstein nach.

Was man tun kann, um das Universum, das Leben und Gott zu verstehen? Einige Methoden sind nicht zielführend, meint die afroamerikanische Songwriterin Tracy Chapman. Zum Beispiel bringe es nichts, in den Sternen Antworten zu suchen oder nach Leben auf entfernten Planeten Ausschau zu halten. Eine gute Herangehensweise sei hingegen Vertrauen in das ewige Leben. Jeder Mensch habe in

seinem Inneren „die Karte des Labyrinths“ und ahne: Der spirituelle Himmel ist nicht „da oben“, auch ist Gott nicht beweisbar. Gott müsse man auch gar nicht in anderen Sphären suchen. Denn der Himmel – der ist hier auf Erden.

In ihrem Song *Heaven's Here on Earth* breitet sie ihre Gedanken poetisch aus. Da erklärt sie, worauf es ankommt, damit es auf Erden himmlisch zugeht: auf Respekt vor dem Irdischen, auf den Glauben an Frieden und die Kraft der Liebe. Wir alle leben in einem Geist; Schmerz und Leid, die auf der Welt geschehen, gehen nicht auf überirdische Mächte zurück, sondern auf Menschen.

Tracy Chapman bürstet die Religion gegen den Strich, ohne den Respekt vor ihr zu verlieren. Sie holt Gott auf den Boden der Wirklichkeit zurück, mitten in den Alltag mit allen offenen Fragen, mit aller Freude und allem Leid. Mit wenigen, wohlgesetz-

ten Worten beantwortet sie die Fragen nach dem „Warum“ des Leids auf gleichzeitig gottlose und realitätsfromme Weise. Statt den Heiligen Geist anzuklagen, der nicht einschreite, sieht sie die Menschen in der Verantwortung.

Wir Menschen sind für Leid und Krieg auf der Welt verantwortlich – wir haben aber auch das Potenzial für Schönheit, Frieden,

*Schluss also mit Gott?
Nein. So einfach
ist das nicht
bei Tracy Chapman.*

Liebe und Verständnis. Ein Hinweis darauf, dass das Gute und das Böse zugleich im Menschen stecken.

Schluss also mit Gott? Nein. So einfach ist das nicht bei Tracy Chapman. Denn sie outet sich als irgendwie gläubig. Zum Bei-



spiel meint sie: Die guten Menschen, die es auf Erden gibt, könnten verkleidete Engel sein. Auch dieser Gedanke findet sich in ihrem Lied. Unsere heutige Vorstellung von Engeln ist von der Bibel geprägt – und von den Werken der Malerei seit der Renaissance. Engel sind der Bibel zufolge spirituelle Boten Gottes. Sie bringen himmlische Botschaften auf die Erde. In der Geburtsgeschichte Jesu spielen sie eine wichtige Rolle. Der Erzengel Gabriel überbringt der jungen Frau Maria aus Nazareth die Botschaft, dass sie Gottes Sohn gebären werde – und das, obwohl sie „von keinem Mann wusste“, also Jungfrau ist. Kurz nach der Geburt Jesu verkündigt eine Heerschar himmlischer Engel den Hirten auf dem Felde „eine große Freude“, nämlich die Geburt des Gottessohnes. Die Bibel schildert, dass Menschen Angst bekommen, wenn sie Engeln begegnen; deshalb eröffnen diese ihre Botschaft stets mit den Worten „Fürchte dich nicht!“

Neben diesen erkennbaren Engeln weiß die Bibel auch von Engeln, die den Menschen quasi inkognito erscheinen. Man solle gastfreundlich sein, mahnt deshalb der neutestamentliche Hebräerbrief (13,2), es könnte ja sein, dass man unwissentlich Engel beherberge. Der christliche Lyriker Rudolf Otto Wiemer schrieb über diese Art Engelserscheinung ein herziges Gedicht, in dem er daran erinnert: Die Vorstellung, dass Engel imposante Männer mit Flügeln seien, ist unzutreffend. Manchmal sind sie

*Manchmal sind
Engel alt,
hässlich
und klein.*

alt, hässlich und klein. Vielleicht wohne ein Engel auch in der eigenen Nachbarschaft, meint Wiemer. Dann zählt er auf, was Engel so tun: Ohne Schwert und weißes Gewand bringen sie dem Hungernden Brot, machen dem Kranken das Bett. Sie hören zu, wenn jemand sie in nächtlicher Verzweiflung anruft, und manchmal stellen sie sich auch menschlichen Plänen in den Weg und bewahren so vor leichtfertigem oder selbst verursachtem Unheil.

Dass Tracy Chapman das Gedicht Rudolf Otto Wiemers kennt, ist unwahrscheinlich. Doch ihre Zeilen über Engel entsprin-

gen derselben Vorstellung. Sie entzieht die Engel der religiösen Überhöhung und nährt die Vorstellung: Jede, jeder in unserer Umgebung könnte sich als Engel entpuppen. Und so wie die Engel im Widerspruch zu vielen anderslautenden religiösen Bekundungen nicht im Himmel, sondern auf Erden wohnen – so sei eben auch der Himmel auf Erden zu finden.

Wirkmächtige Bilder

Bei Tracy Chapman verschwimmen wundersam die Grenzen zwischen Diesseits und Jenseits. Sie respektiert den Glauben – gerade das ist der Grund, weshalb sie den Blick auf die irdische Wirklichkeit lenkt. Um ihre Botschaft zu formulieren, nutzt sie die wirkmächtigen, jahrtausendealten Bilder der biblischen Erzählungen. „Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen“ – diese Worte übernahm Tracy Chapman eins zu eins von Jesus, sie sind im Matthäusevangelium überliefert (3,2; 4,17; 10,7).

Dass das „gelobte Land“ einem Menschen zu Füßen liege: Dieses Bild findet sich in der Geschichte der Wüstenwanderung des Volkes Israel. Mose hatte die Menschen aus der ägyptischen Sklaverei befreit, immer mit der Verheißung, er führe sie ins Land, in dem „Milch und Honig fließen“. Das Volk Israel ließ sich von dieser Vision stärken – und sah nach entbehrungsreichen vierzig Jahren tatsächlich von einem Gipfel herab das „gelobte Land“ – den „Himmel auf Erden“.

Heutzutage hat diese Formulierung allerdings an Kraft verloren. Allzu viele Werbeversprechen haben diese Metapher kommerziell verflacht. Dessous, Luxus-Lebensmittel, Autos: Materielle Dinge sind es, denen hier oft zugesprochen wird, die spirituelle Sehnsucht nach dem Himmel zu stillen. Für Tracy Chapman ist der „Himmel auf Erden“ etwas anderes, vielleicht das, was auch Mose im Sinn hatte: „Der Himmel auf Erden“ zeigt sich dann, wenn sich die Menschen aus freien Stücken an die Gebote Gottes halten und wenn Gerechtigkeit und Respekt unter den Menschen einkeh-

ren. Die Menschen seien dazu in der Lage. Und wenn sie es umsetzen, dann werde die ganze Welt zur Kirche. Mit diesem Gedanken gibt sie allen Auffassungen Kontra, die Gottes Wirken an Kirchenbauten, Kleriker oder kirchliche Liturgien und Bekenntnisse binden. „Außerhalb der Kirche gibt es kein Heil“ – dieses Selbstverständnis prägt (in unterschiedlicher Vehemenz) seit dem dritten Jahrhundert christliche Kirchen. Tracy Chapman widerspricht selbstbewusst. Es geht ihr weder um Kirchenzugehörigkeit noch um Rechtgläubigkeit, sondern um Liebe zu allem Irdischen, zur gesamten Schöpfung.

Woher Chapman ihr Selbstbewusstsein bezieht? Geboren wurde sie am 30. März 1964, wuchs in finanziell schwachen Verhältnissen in Cleveland, Ohio, auf. Sie kam

Danke Boomer!

Führung und Verantwortung sind unsere Themen. Ihre auch?

Wenn Sie Ihre Organisation und Mitarbeitenden im Raum von Kirche und Diakonie gezielt entwickeln möchten, sind Sie bei uns genau an der richtigen Adresse. www.a-kd.net

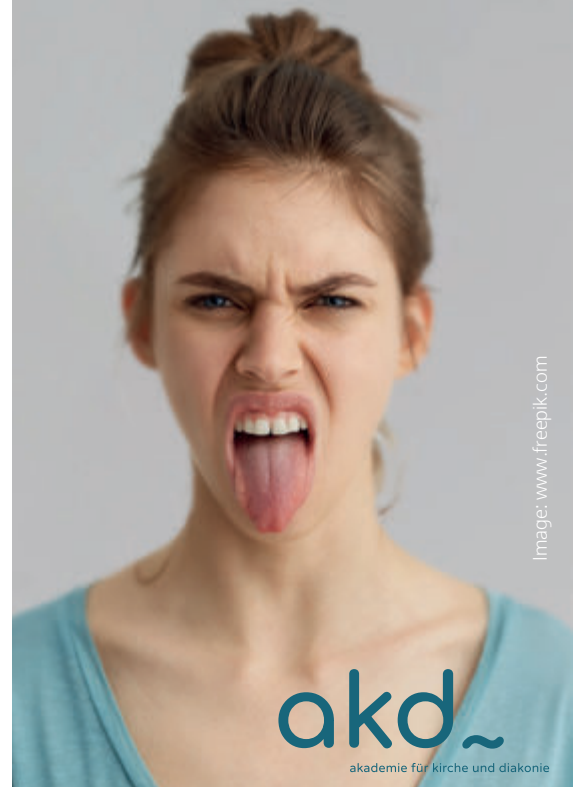


Image: www.freepik.com

akd~
akademie für kirche und diakonie

Tracy Chapman und Luciano Pavarotti
bei einer Probe in Modena (Italien) im Jahre 2005.

in Kontakt mit einer baptistischen Kirche, besuchte dort Gottesdienste. Vermutlich hörte sie dort vom Himmelreich, das schon jetzt auf der Erde angebrochen ist. Ein Stipendium ermöglichte ihr ein Studium der Anthropologie an der renommierten Bostoner Tufts University. Seit Kindertagen liebte sie die Musik, Bob Dylans und Joni Mitchells Songs faszinierten sie. Neben dem Studium nahm sie erste Demos ihrer eigenen Lieder auf. Ein Kommilitone hatte Beziehungen zur Plattenfirma Elektra Records, das verhalf ihr zum ersten Plattenvertrag. Im April 1988 erschien ihr erstes Album und begeisterte viele. Die Songwriterin mit der kämpferischen, weichen Stimme und den Folksongs, in denen sie Ungerechtigkeiten anprangerte, aber auch über die Liebe sang, traf die Sehnsüchte und Fragen unzähliger Menschen.

Vier Monate später, am 11. Juni 1988, fand sich die 24-jährige Newcomerin auf einer Riesenbühne in London wieder – zusammen mit Weltstars wie Whitney Houston, Sting, Jessye Norman, Natalie Cole und den Dire Straits. Der Anlass war der 70. Geburtstag des inhaftierten südafrikanischen Freiheitskämpfers Nelson Mandela. Die Welt hoffte auf das Ende der Apartheid und die Freilassung des späteren Friedensnobelpreisträgers. Von London aus machten sich die Musikerinnen und Musiker dafür stark. In ihrem ersten Song *Why* nahm Tracy Chapman die bohrenden Fragen der



Foto: picture alliance/REUTERS

Tracy Chapman spielte am 4. Februar bei den Grammy Awards in Los Angeles.

der technische Probleme, er musste seine Performance abbrechen. Der Veranstalter holte Tracy Chapman zur Überbrückung nochmals auf die Bühne, nur Gesang und Gitarre, das ließ sich schnell einrichten. Etwas überrumpelt ging sie ans Mikro und sang *Fast Car*, ein Lied über eine junge Frau, die ihrer trostlosen Situation entkommen will – bloß weit weg fahren in einem schnellen Auto. *Across the Lines* folgt, ein Lied über rassistische Gewalt in den USA und die daraus entstehenden Unruhen.

Orden für Engagement

Nach diesem Auftritt ist Tracy Chapman weltbekannt. Nicht aus kommerziellem Kalkül, sondern mit Glaubwürdigkeit hatte sie sich in die Herzen aller gesungen, denen es um Frieden und Gerechtigkeit geht. Auftritte für Amnesty International folgen – unter anderem mit Sting, Bruce Springsteen und Youssou N'Dour. Mehr als 20 Millionen Mal verkauft sich ihr Debütalbum. Viele Alben folgen, viele Grammys und andere Preise der großen Musikverbände. 2023 verlieh ihr der Staat Südafrika einen Orden für ihre Unterstützung und Solidarität im Freiheitskampf Südafrikas und ihr weltweites Engagement für Menschenrechte.

Bei alledem ist der Glaube eine Art Kompass für sie. Ob sie getauft ist, weiß Chapman nicht. Religiös sei sie nicht, sagt sie – aber große Neugier auf den Glauben habe sie sich bewahrt. „Jede Kultur hat eine Form von geistlicher Praxis und eine Vorstellung von Gott, die fast alles prägt, was die Menschen tun. Ich möchte verstehen, was Glaube ist, was die Vorstellungen von Gott sind und wie sie uns beeinflussen.“ Wer nur an Schicksal glaube, könne sich leicht aus der

Verantwortung für das gedeihliche Zusammenleben ziehen. In der „baptistischen Tradition“, in der sie aufgewachsen ist, habe Toleranz geherrscht, erinnert sie sich – auch gegenüber Andersgläubigen. Das legte ein Fundament für ihr heutiges soziales Engagement für Gerechtigkeit. Und manche Lieder seien durchaus wie Gebete.

Auf erstaunliche Weise verschwimmen bei Tracy Chapman die Grenzen zwischen Welt und Gott, Erde und Himmel, Glaube und Vernunft. Wer davon überzeugt ist, dass der Himmel auf Erden bereits nah ist, der braucht keine Abgrenzung, sondern schmiedet eine Allianz der Gutwilligen aller Religionen und Kulturen – und muss dabei den eigenen Glauben nicht verlieren. ▽

Bei ihrem Engagement für Menschenrechte ist der Glaube eine Art Kompass für sie.

Menschen auf, sie fragt, warum Babys sterben müssen, wo es doch genug Nahrung gibt, um die ganze Welt zu ernähren. Im Stil biblischer Propheten kündigt Chapman an: Es werde eine Zeit kommen, in der die Blinden sehend werden und die Stummen die Wahrheit verkünden. Im zweiten Song *Behind the Wall* erzählt sie über Gewalt gegen Frauen, und schließlich singt sie von der Revolution, die sicher kommen werde, das spreche sich bereits herum (*Talkin' 'bout a Revolution*). Die Ehrlichkeit und Kraft, mit der diese kleine Schwarze Frau mit ihrer Gitarre ganz allein auf der Bühne steht, überträgt sich auf die 72 000 Menschen im Wembley-Stadion. Eigentlich war Tracy Chapmans Auftritt beendet. Doch dann gab es während des Auftritts von Stevie Won-



Der Text ist ein Vorabdruck aus dem Buch „Highway to Heaven – Die spirituelle Botschaft in Songs von AC/DC bis Led Zeppelin“ von Uwe Birnstein und Volker Eichner, das am 1. Oktober im Bene!-Verlag (Verlagsgruppe Droemer Knaur) erscheint. Es hat 224 Seiten und kostet Euro 22,–.

Ungewöhnlich

Achim Härtner, Prorektor für Lehre und Studium an der Theologischen Hochschule Reutlingen, zu Johannes Greifenstein „Fehlstart in Jena“ (zz 5/2024):

Es ist ein ungewöhnlicher Vorgang, dass der neue Lehrstuhlinhaber für Praktische Theologie in seinen ersten Wochen an der Fakultät einen frisch eingerichteten Studiengang, den seine unmittelbare Vorgängerin initiiert hat, in der Öffentlichkeit als „Fehlstart“ bezeichnet. Dass ein innovativ und experimentell ausgerichteter Studiengang „Pioneer Ministry“ im Raum der etablierten akademischen Theologie auf Skepsis stößt, kann niemanden überraschen. Die polemisch-herablassende Diktion, in der die fundamentale Kritik vorgetragen wird, allerdings schon. Dies gilt insbesondere dort, wo sie sich gegen die ökumenischen Partner-Einrichtungen und damit auch gegen deren Trägerschaft richtet. So werden die Theologische Hochschule Reutlingen (Evangelisch-methodistische Kirche) und die Theologische Hochschule Elstal (Baptisten) als „noch vergleichsweise zugänglich“ diskreditiert. Was soll ich den Jenaer Studierenden sagen, die in meiner Vorlesung sitzen und engagiert bei der Sache sind? Sie sagen mir, dass sie gerade diese ökumenische Öffnung des Studiengangs besonders schätzen.

Achim Härtner

Mutig

Hartmut Diekmann, Pfarrer i. R. aus Berlin, zu Sebastian Engelbrecht „Nie wieder verraten“ (zz 5/2024):

Großen Dank für diesen mutigen Artikel von Sebastian Engelbrecht. Dem Autor gelingt es auch, die Verbindung von Theologie und Journalismus besonders gut zur Sprache zu bringen. Der Leser kann nachvoll-

ziehen, was es heute bedeutet, die Verantwortung der Deutschen gegenüber Israelis und Israel öffentlich einzufordern. „Sei a Mensch“, diese Worte, die Marcel Reif als die Erbschaft seines Vaters in seiner Rede vor dem Bundestag vortrug, wird zu einem Prüfstein für die eigene Profession. Sitz im Leben ist die Kasse, wo wir gefragt werden, was es uns wert ist, ein Mensch zu werden. Das erschütternde Resumee des Autors lautet so: Was also kostet der Kampf gegen den Judenhass? Er kostet Sicherheit. Er bringt Angst mit sich. Er kostet Ansehen. Er kostet Beziehungen. Er kostet Mehrheiten. Mehrheiten werden zu Minderheiten. Engelbrecht zeigt seinen Lesern, wo solche Herausforderungen jetzt auf ihn warten. Viele von uns fragen sich leider, warum sollen wir uns das antun, Mensch zu werden. Das ist eine wirklich bittere Erfahrung. Die Erschütterung darüber durchzieht den gesamten Artikel. Trotzdem muss die Frage beantwortet werden. Für den Theologen Engelbrecht ist die Antwort klar: „Ihr seid teuer erkaufte, werdet nicht der Menschen Knechte.“ (1. Korinther 7,23) Als Journalist hat er sich entschieden, kein Knecht zu sein. Bewundernswert.

Hartmut Diekmann

Zugehörigkeit

Gerd Röthing, Pfarrer i. R. aus Seifbennersdorf, zum Schwerpunkt 75 Jahre Grundgesetz (zz 6/2024):

In die Feststimmung 75 Jahre Grundgesetz sei es mir erlaubt, als „gelernter DDR-Bürger“ (Jahrgang 1951) und Pfarrer im Ruhestand etwas „Wehmut“ zu schütten. Wenn es in Artikel 20 (2) heißt: „Alle Staatsgewalt geht vom Volke aus“, dann ist es meines Erachtens zwingend notwendig, dass die Verfassung diesem Volk vorgelegt wird und durch einen Volksentscheid mehrheitlich bestätigt wird. Ein Provisorium, wie sich das Grundgesetz selbst bezeichnet, kann unter den Nachkriegsbedingungen repräsentativ abgestimmt werden. Bei einer demokratischen Verfassung

geht das so nicht. Ich habe als 17-Jähriger eine Verfassungsdiskussion erlebt und auch einen Volksentscheid darüber, auch wenn ich selbst noch nicht abstimmen durfte. Mag die Vorgeschichte und auch das Ergebnis den hohen Maßstäben einer Bundesrepublik Deutschland nicht entsprochen haben. Für meine Zugehörigkeit als DDR-Bürger war es wichtig. Ein Beitritt nach Artikel 23 genügt nicht.

Gerd Röthing

Antijudaismus

Dr. Gudrun Kubn aus Nürnberg zu Kai Kauffmann „Als Klopstock die Theologen entzweite“ (zz 7/2024):

Wie präsent doch die Narrative eines ehemals christlich motivierten Antijudaismus in den säkularen Geisteswissenschaften immer noch sind, zeigt eine Passage aus dem Klopstock-Artikel des Germanisten Kai Kauffmann. In seiner „Frühlingsfeier“ habe der Autor mit dem Bild des Regenbogens als Friedenszeichen die alttestamentliche Vorstellung des zornigen Gewittergottes „im Sinne des Neuen Testaments“ in ein Zeichen der Gnade transformiert. Diese Interpretation folgt der populären Vorstellung vom Judentum als „Religion des Zorns und der Vergeltung“ im Gegensatz zum Christentum als „Religion der Liebe und Versöhnung“. Eine Lektüre des Noah-Kontextes im Buch Genesis wäre hier dringend zu empfehlen.

Gudrun Kuhn

Leserbriefe geben die Meinungen der Leserinnen und Leser wieder – nicht die der Redaktion.

Kürzungen müssen wir uns vorbehalten – und leider können wir nur einen Teil der Zuschriften veröffentlichen.

leserbriefe@zeitzeichen.net

Queerer Gott?

ANNE-KATHRIN KRUSE

Fröhliche Leber

16. SONNTAG NACH TRINITATIS,
15. SEPTEMBER

Es freut sich mein Herz und es jubelt meine Leber, auch mein Fleisch wird sicher wohnen. Denn du wirst meine Seele nicht dem Totenreich überlassen und wirst nicht zulassen, dass dein Getreuer in der Grube endet. (Psalm 16,9–10)

Ich gehe gerne auf Friedhöfe. Denn ich finde tröstlich die Ruhe, das Rauschen der alten Bäume, Leute, die sich Zeit für ihre Trauer nehmen, frische Blumen bringen und das Unkraut vom Grab ihrer Lieben zupfen. Ich wandere von Grab zu Grab, lese Namen und Lebensdaten und denke darüber nach, wie die Toten wohl ihr Leben gelebt haben. Sie und mich eint die Endlichkeit des Lebens. Und umso dankbarer bin ich dafür, dass ich auf dieser Erde noch eine Weile unterwegs sein darf.

Dass Jesus dem Tod die Macht genommen hat, ist zunächst nichts mehr als eine kühne Behauptung, angesichts der harten Realität des Todes, der Angst vor einem zu frühen Tod ohne Abschied, dem einsamen Sterben, der großen Leere und dem Gefühl, von Gott und den Menschen verlassen und vergessen zu sein. Der 16. Psalm verschweigt diese harte Realität nicht. Aber er weckt die Hoffnung, dass Gott uns auch im Tod nahe bleibt, behütet und bewahrt. Selbst wenn wir in die Grube gelegt werden, lässt er uns nicht los.

Diejenigen, die diesen Psalm mit geradezu heiterer Melodie und in so fröhlich zuversichtlichen und lebensbejahenden Bildern singen, sind überzeugt, dass sie mit Gott das große Los gezogen haben. Denn nicht einmal der Tod kann ihre Gemeinschaft mit Gott zerstören. Er wird uns nicht für immer dem Totenreich überlas-

sen. Und dabei kommen sie ihm ganz nah. Es freut sich das „Herz“, nach biblischem Verständnis der Sitz von Vernunft und Entscheidung. Und es jubelt die „Leber“, der Ort der Gefühle. Denn mein „Fleisch“ mit Haut und Haar ruht in Sicherheit. Und meine Seele, die „Kehle“, durch die mein Atem mich lebendig macht, ist meine Lebenskraft und widersetzt sich dem Versuch, vom Körper abgespalten zu werden.

Im Judentum wird der 16. Psalm regelmäßig bei Beerdigungen gebetet – und zwar ausgerechnet gerade dann, wenn der Leichnam ins Grab gesenkt und mit Erde bedeckt wird. Paradoxer geht es kaum. Angesichts des Todes malt der 16. Psalm eine andere Wahrheit vor Augen: Gott ist körperlich so nah, wie es kaum näher geht. Er lässt seine Getreuen nicht im Tod zurück, sondern führt sie auf den Weg zum Leben.

Ort der Utopie

17. SONNTAG NACH TRINITATIS,
22. SEPTEMBER

Da ist nicht jüdisch noch griechisch, da ist nicht versklavt noch frei, da ist nicht männlich noch weiblich, denn alle seid ihr einzig-einig im Messias Jesus. (Galaterbrief 3,28)

Mit einem Mal gelangt ein unscheinbarer Vers aus dem Galaterbrief zu politischer Brisanz. Denn da ist nicht männlich noch weiblich. Sondern? „Gott ist queer.“

Wegen dieser drei Worte in der Predigt, die er im Gottesdienst zum Abschluss des Nürnberger Kirchentages im vergangenen Jahr hielt, erntete der ostfriesische Pastor Quinton Ceasar Beifall, aber vor allem eine Flut hasserfüllter Reaktionen. Diejenigen, die ihm Gotteslästerung vor-



Anne-Kathrin Kruse,
Dekanin i. R., Berlin

warfen, verstanden unter „queer“ offenbar ein sexuell schlüpfriges Schmähwort und empfanden es als Beleidigung Gottes. Dabei erinnert der Satz bei näherem Hinsehen daran, dass Gott sich jeglicher Festlegung auf eine Identität entzieht, auch der geschlechtlichen.

„Gott bin ich, kein Mann“, sagt Gott im alttestamentlichen Hosea-Buch (11,9). Die Bibel selbst erzählt von Gott in Hülle und Fülle von Bildern. Gerade so sorgt sie dafür, dass sie sich einander infrage stellen. Und so ehrt die Bibel den Namen Gottes, indem sich Gott zugleich zeigt und verhüllt. „Du sollst dir kein Bildnis machen“, weder von Gott noch von den Menschen, verlangt das 2. Gebot nach reformierter Zählung (2. Mose 20,4).

Als Paulus den Galaterbrief schrieb, hatte er natürlich ganz andere Menschen vor Augen als uns. Aber die Kategorien, in die er Menschen einteilt, sind nicht überholt: ethnische und religiöse Herkunft, soziales Milieu, biologisches wie soziales Geschlecht. Auch wir verwenden Gegensätze von entweder-oder, Deutsche oder Migranten, arm oder reich, Junge oder Mädchen, schwarz oder weiß. Und diese Bezeichnungen sind selten neutral.

Als Paulus lebte und wirkte, galt: Jüdisch ist besser als griechisch (das heißt nichtjüdisch), der freie Bürger besser als der Sklave, der Mann besser als die Frau. Und heute gilt meist unausgesprochen: besser biodeutsch als jemand mit Migrationshintergrund, besser Wessi als Ossi, besser heterosexuell als homosexuell.

Vielleicht stieß Pastor Ceasar auch deshalb auf so viel Abwehr, weil er die Erfah-

rung satt hat, als „People of Color-Person“ in Schubladen gesteckt zu werden, in denen er sich nicht gesehen fühlt. Dass er in der deutschen Kirche nach vielen Jahren noch immer mit Vorurteilen zu kämpfen hat. „Es ist leichter, von befreiender Liebe zu predigen, als eine Liebe zu leben, die befreit“, sagte er.

„Imagine there’s no heaven, no countries, no possessions“ sang John Lennon 1971 und träumte von einem Weg zum Frieden jenseits von Religion, Nationalismus und Besitz. Allerdings fehlen bei Lenons Gedankenspiel konkrete Schritte zur Verwirklichung einer Utopie. Das ist bei Paulus anders. Bei ihm findet die Utopie ihren Ort in einem Menschen – bei Jesus, dem Messias. Bei ihm gibt es keine Schubladen. Vielmehr finden unterschiedliche Menschen gleicher Würde in gerechten Beziehungen ihren Platz. Dass das bis heute eine Utopie ist, ist offensichtlich. Bis sie Wirklichkeit wird, braucht es Unruhestifter, die Jesu Auftreten in der Welt gerade nicht als Erfüllung aller Verheißungen verstehen, sondern als Ansporn, Gottes Verheißungen ernst zu nehmen und sich in Bewegung zu setzen.

Heilsamer Halt

MICHAELIS, 29. SEPTEMBER

Da öffnete Gott Bileam die Augen, und er sah, wie der Bote Gottes auf dem Weg stand, mit gezücktem Schwert in der Hand. Und er verneigte sich und warf sich nieder auf sein Angesicht. Der Bote Gottes aber sprach zu ihm: Warum hast du deine Eselin dreimal geschlagen? Siehe, ich habe mich als Gegner dir entgegengestellt, denn du bist auf dem verkehrten Weg. Und die Eselin hat mich gesehen und ist mir dreimal ausgewichen. Wäre sie mir nicht ausgewichen, wollt ich dich jetzt töten ...
(4. Mose 22,31–33)

Am Morgen nach der Geburt meiner Tochter fand ich auf meinem Nachttisch eine Karte mit dem 11. Vers des 91. Psalms: „Denn er hat seinen Engeln befohlen, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen.“ Und das traf ins Schwarze. Gott hatte mir sämtliche Engel geschickt, um meine Tochter und mich bei der Geburt zu behüten.

Nach wie vor nimmt der Spruch auf der Rangliste der beliebtesten Taufsprüche den ersten Platz ein. Engel sind en vogue. Ja mir scheint, je weiter Gott in die Ferne rückt, desto wichtiger werden Engel als stets freundliche Lebensbegleiter, als Schutzengel, Friedensengel, unverbindliche Garanten eines sicheren Lebens.

Mittlerweile bin ich mir gar nicht mehr so sicher, ob es wirklich meine Wege waren, die ich in meinem Leben gegangen bin, und ob sich mir nicht viel öfter ein Engel in den Weg gestellt hat und ich so andere Wege suchen musste. So wie in der Geschichte von Bileam und seiner Eselin: Balak, der König von Moab (dem heutigen Jordanien) fühlt sich von dem aus Ägypten heraufziehenden Flüchtlingsvolk Israel bedroht. „Dieser Haufen wird alles um uns herum auffressen, wie das Rind das Grün auf dem Feld abgrast“ (4. Mose 22,4). Darum engagiert der König Bileam als eine Art religiösen Dienstleister (Bileam GmbH: Vorhersehungen, Verfluchungen und Segnungen aller Art).

Er soll Israel verfluchen. Und dann hätte Balak leichtes Spiel mit ihm. Doch schon auf dem Weg wird Bileams Glaubwürdigkeit erschüttert. Er, der ein ganzes Volk vertreiben soll, schafft es nicht einmal, seine Eselin mit Schlägen auf dem Weg zu halten. Ausgerechnet der große Seher sieht nicht, was seine Eselin sieht, die ausweicht und ihm so das Leben rettet. Denn ein mit einem Schwert bewaffneter Engel Gottes hat sich ihm in den Weg gestellt.

Die Situation löst sich erst auf, als Gott der Eselin den Mund öffnet und sie sprechen lässt: „Was habe ich dir getan, dass du mich schlägst?“ (4. Mose 22,28). Zugleich öffnet er Bileam die Augen, so dass auch er den Engel sieht, der wie der Erzengel Michael ein Schwert hält, das für Gerechtigkeit und die Schärfe des Wortes Gottes steht.

Wie erkenne ich eigentlich Gottes Willen, sein Wirken in dieser Welt – und auf meinen Lebenswegen? Von Zeit zu Zeit brauche ich so einen Engel, der mich unterbricht, sich mir in den Weg stellt und mir die Augen öffnet.

Gesegnetes Nichtstun

ERNTEDANK, 6. OKTOBER

Alles, was Gott geschaffen hat, ist gut. Und er hat nichts verworfen, was mit Dankbarkeit angenommen wird.

Es wird nämlich heilig durch Gottes Wort und Gebet.

(1. Timotheus 4,4–5)

Wie begehen wir den Dank für die Ernte dieses Jahres? Der Verfasser des Ersten Timotheusbriefs begegnet den Forderungen seiner Gegner mit der ersten Schöpfungserzählung: „Alles, was Gott geschaffen hat, ist gut“ (1. Timotheus 4,4), und erinnert an die große Sehnsuchterzählung von einem gemeinschaftlichen Leben aller Kreaturen. „Krone der Schöpfung“ ist offenbar nicht die Menschheit. Denn für ihre Schöpfung ist nicht einmal ein eigener Tag reserviert. „Krone der Schöpfung“ ist vielmehr der Schabbat, der siebte Tag. An diesem Tag vollendet Gott sein Schöpfungswerk, indem er selbst Atem schöpft, ruht und dieses Atem-Schöpfen auch den Menschen zum Geschenk macht. Ein Festtag für Leib und Seele.

Zugleich ist der Schabbat mit der Erinnerung an die Befreiung Israels aus der Sklaverei in Ägypten ein Tag der Freiheit, ein Stück Anarchie. Alle haben ein Recht darauf, Atem zu schöpfen und zu feiern. Gottes Ruhen am Schabbat wird zum Vorbild für ein Leben, das im Machen nicht aufgeht. Vielmehr segnet Gott das Unterlassen, das Aufhörenkönnen.

Aber das Thema soziale Gerechtigkeit entfaltet sich noch weiter, abenteuerlich utopisch, im Schabbat-Jahr: Ein ganzes Jahr lang werden Schulden erlassen, um eine Spaltung der Gesellschaft in Reich und Arm zu verhindern. Das Land liegt brach und kann sich erholen. Die Ernte steht Menschen ohne Grundbesitz zur Verfügung, ebenso wie der Zehnte, die erste Sozialsteuer der Geschichte.

Weltwirtschaftlich wird das kaum funktionieren. Aber diese gewagten Ideen können das Nachdenken über eine gerechte Ernte beflügeln. „Ohne Brot keine Gerechtigkeit – ohne Gerechtigkeit kein Brot“, lautet ein Grundsatz des Judentums. ◀

Auf der Suche nach Dr. Kings Traum

Kaum eine andere Stadt der USA spiegelt das Schicksal der Schwarzen in Amerika so klar wie Memphis am Mississippi

ISA HOFFINGER

Aus Memphis stammen berühmte Musiker wie Elvis Presley, Aretha Franklin oder B. B. King. Der Delta-Blues und auch Gospelmusik vermittelten in den 1960er-Jahren wichtige Botschaften der Bürgerrechtsbewegung. Im aktuellen Hip-Hop aus der Stadt geht es aber nicht mehr nur um Respekt, sondern oft um rohe Gewalt. Bringt Kamala Harris den Afroamerikanern nun neue Hoffnung?

Das satte Orange der untergehenden Sonne fließt in die Strömung des Mississippi. Das Wasser glänzt golden. Eine schwüle Sommerbrise trägt den Geruch von frisch gemähtem Gras und süßem Ketchup. Die Gäste des RiverBeat Music Festivals in Memphis sitzen auf Decken im Tom Lee Park, einer Grünfläche am Fluss. Sie trinken Cola, essen Fingerfood – und warten auf den Höhepunkt des Abends. Kurz bevor Lauryn Hill auftritt, schlendern alle Besucher Richtung Bühne. Sie zücken Smartphones, zünden Feuerzeuge an. Aus der Ferne betrachtet sehen die vielen Lichter winzig aus, als taumle ein Schwarm Glühwürmchen durch die hereinbrechende Nacht.

Ihre Rasterzöpfe versteckt Lauryn Hill unter einem bananenblattförmigen schwarzen Hut. Safrangelbe und türkisfarbene



Rauchsäulen steigen vom Boden auf und wabern um die Beine von Wyclef Jean und Pras Michel. Gleich zu Beginn ihres Auftritts präsentieren die Fugees mit „Doo Wop“ einen ihrer größten Hits, während dünne Laserstrahlen in Saphirblau, Rubinrot und Flaschengrün den betonierten Spazierweg am Ufer wie die Landebahn einer futuristischen Raumstation wirken lassen.

Lauryn Hill, heute 49 Jahre alt, ist immer noch ein Idol für viele Memphians, wie sich die Bewohner der Stadt nennen. Die Frontfrau der Fugees rappte im Jahr 1992 in dem Film „Sister Act 2“. Eine Nachtclubsängerin, gespielt von Whoopi Goldberg, hilft in dieser Komödie Nonnen bei ihrer Arbeit in einem sozialen Brenn-

Lange vor der Black-Lives-Matter-Bewegung konnte man noch von einer gerechteren Welt träumen.

punkt. Aus bockigen afroamerikanischen Teenagern, die sich von der weißen Mehrheitsgesellschaft abgelehnt fühlen, formt Whoopi Goldberg alias Deloris Van Cartier einen erstklassigen Gospel-Chor – mit so herausragenden Solisten wie einer gewissen Rita Watson, gespielt von der damals 17-jährigen Lauryn Hill. Vor über dreißig Jahren, lange vor der Black-Lives-Matter-Bewegung, konnte man als musikbegeisterter Zuschauer im fernen Europa angesichts dieses Happy Ends ein paar schöne Kinostunden lang von einer gerechteren Welt träumen.

Im echten Leben gelang Lauryn Hill eine noch steilere Karriere als im Film. Sie schaffte es von der Tellerwäscherin beim Schnellimbiss zur Plattenmillionärin. Über 17 Millionen Mal ging das zweite Fugees-Album „The Score“ seit 1996 über den Ladentisch. 1999 gewann sie fünf Grammys für „The Miseducation of Lauryn Hill“. Die Songs waren so beliebt, weil sie echte Gefühle transportieren und politisch waren. Manche handeln von der Jugendkriminalität, andere von Verlust und Ausgrenzung.

Ein Graffito in Memphis, wo die schwarze Kultur tiefe Wurzeln hat.

Foto: Isa Hoffinger

Zuschauerinnen beim RiverBeat Music Festival in Memphis.

An diesem Abend sind unter den bunten aufgespannten Stoffdächern und in den weißen Zelten alle willkommen. Unabhängig von ihrem Alter, der sexuellen Orientierung oder ihrer Hautfarbe. Im VIP-Bereich des RiverBeat Music Festivals steht der Bürgermeister von Memphis und begrüßt Ehrengäste. Paul Young wirkt warmherzig, nahbar. Seit dem 1. Januar 2024 soll der Sohn zweier Geistlicher für mehr Sicherheit und einen Aufschwung in Memphis sorgen. Das Logistikunternehmen FedEx ist der größte Arbeitgeber in der Stadt, aber die Wirtschaft ist nicht sehr divers. Das neue RiverBeat Music Festival ist ein Versuch, Touristen anzulocken und die Stadt für die weniger privilegierte Bevölkerung wieder so attraktiv zu machen, dass sich ihre Bürger verantwortlich für das Image von Memphis fühlen, weil sie teilhaben können.

Gegen Polizeigewalt

Die 1,7 Millionen teure Investition in den Tom Lee Park setzte ein Zeichen. Im Oktober 2023 hatte der Festivalveranstalter der Stadt – das Memphis in May International Festival – den fast 50 Jahre alten Musik-Event zunächst auf Eis gelegt, weil die Besucherzahlen rückläufig waren. Nur noch 37 000 Menschen kamen im Jahr 2023, vor der Pandemie wa-

ren es noch durchschnittlich 100 000. Die Stadt, in der Elvis Presley lebte und Aretha Franklin geboren wurde, kämpft mit Musik gegen Gewalt. „Die Schießereien der Gangs schrecken Investoren ab“, sagt Michael, ein Bestattungsunternehmer, der als Fahrer bei Uber Geld dazuverdient. Am 7. Januar 2023 hatten Polizisten Tyre Nichols bei einer Verkehrskontrolle brutal zusammengeschlagen. Der 29-Jährige starb drei Tage später in einem Krankenhaus. Bei den fünf Männern, die einer inzwischen aufgelösten Sondereinheit der Polizei von Mem-

„Die Schießereien der Gangs schrecken Investoren ab.“

phis angehörten, handelte es sich wie beim Opfer um Afroamerikaner. Kamala Harris forderte damals den Kongress auf, ein Gesetz gegen Polizeigewalt zu verabschieden.

In den gebildeten Kreisen ist die Freude über die Präsidentschaftskandidatur von Harris nun groß. Aus der Sicht vieler Bewohner der „Hoods“ gehört die Tochter einer indischen Medizinerin und eines jamaikanischen Wirtschaftswissenschaftlers zur „Upperclass“ und eignet sich nicht als Vorbild, denn sie unterscheidet sich vom Großteil von ihnen: Im Jahr 2019 hat-



te laut dem US Census Bureau nur etwa ein Viertel aller Afroamerikaner einen Uni-Abschluss.

Neben Soul, der eine wichtige Rolle in der Bürgerrechtsbewegung spielte, thematisieren Anhänger der sogenannten Horrorcore-Szene seit den 1990er-Jahren die schwierigen Verhältnisse. DJ Zirk, DJ Spanish Fly oder Three 6 Mafia rappen mit Beleidigungen und Schimpfwörtern, die auch in vielen Gangs kursieren. Unter ein hartes Video, das auf YouTube gezeigt wird, kommentierte vor kurzem ein Zu-





Foto: Craig Thompson

schauer: „Gerade bin ich von Memphis nach Colorado gezogen und ich könnte nicht glücklicher sein. Memphis ist die größte Müllkippe des Planeten.“ Er tut dieser Stadt Unrecht.

Auf zärtliche Weise

Am frühen Sonntagmorgen liegt eine verschlafene Stille über den Häusern im historischen Zentrum. In der Beale Street humpelt ein alter Mann über den Gehweg. Zwei Rollstuhlfahrer sind unterwegs, es sind ehemalige Soldaten. Die Juke Joints, so heißen Bars, in denen zu Zeiten der Rassentrennung African Americans tanzten und Live-Musik hörten, haben noch geschlossen. Von den 1920er- bis in die 1940er-Jahre spielten Louis Armstrong, Muddy Waters und B. B. King in der Beale Street. Der Memphis Blues, geboren auf den Baumwollfeldern aus Klageliedern der Sklaven, klingt auf eine optimistische Art traurig, auf zärtliche Weise roh. Er feiert ein Leben, das von Entbehrungen überschattet ist. Auch wenn die Beale Street, in der einst auch Elvis ein und aus ging, mittlerweile wie ein großes Freilichtmuseum wirkt, thematisiert Musik auch heute neben Frust noch Hoffnung – und

Das neue RiverBeat Music Festival will die Stadt wieder attraktiv machen. Das Motel, in dem Martin Luther King 1968 erschossen wurde, ist heute das National Museum of Civil Rights.

die Chance auf einen gesellschaftlichen Wandel.

„Der Soul aus Memphis unterscheidet sich von anderen Stilen durch die Art, wie die Musiker ihre Blasinstrumente spielen, sehr roh, sehr emotional“, sagt John Thatcher von der STAX-Stiftung. Das Plattenlabel STAX darf sich rühmen, den ersten African American unter Vertrag gehabt zu haben, der einen Oscar für eine Filmmusik gewann. Isaac Hayes wurde im Jahr 1972 für „Shaft“ ausgezeichnet. Das STAX-Studio liegt im Viertel Soulsville, in einem ehemaligen Filmtheater, wo die Häuser baufälliger und kleiner sind als in den besseren Gegenden. Wie das Sun Studio, das ein wenig verloren an einer Kreuzung steht, wirkt das STAX-Gebäude von außen sehr museal. Wer es betritt, spürt aber das neue Leben darin. Montags proben Musikschüler hier. Mit Spenden unterstützt die STAX-Stiftung Kinder aus der Stadt. Sie bekommen Geigen-, Trompeten- oder Gesangsunterricht, manche werden für Berufe in der Musikindustrie ausgebildet. „Die Nachbarschaft war immer wichtig für den Erfolg von STAX“, sagt John Thatcher und zeigt auf eine Schautafel an einer Wand, auf der die Wohnhäuser berühmter Sänger aus der Gegend verzeichnet sind. Nun

sei es an der Zeit, den Bewohnern etwas zurückzugeben.

Ein Touristenmagnet ist das Lorraine Motel. Während der Rassentrennung war es im „Green Book“ verzeichnet, einer Liste mit Unterkünften für African Americans. Martin Luther King wurde hier erschossen, am 4. April 1968. King war noch ein junger Pfarrer, als er mit der

Als erster Schwarzer gewann Isaac Hayes 1972 einen Oscar für die Filmmusik von „Shaft“.

Rassendiskriminierung konfrontiert wurde. 1955 wurde in Montgomery eine Afroamerikanerin verhaftet, weil sie sich geweigert hatte, in einem Bus einem Weißen

Platz zu machen. King setzte sich nach diesem Ereignis an die Spitze einer Bewegung, die zum Boykott der Busse aufrief. Diese Szene ist im National Museum of Civil Rights, das sich heute im Lorraine Motel befindet, nachgestellt.



Foto: Isa Hoffinger

Von einer Leinwand flimmern Filmsequenzen von Festnahmen bei Sit-ins, die einen erschauern lassen, weil sich im Hinblick auf rassistische Gewalt bis heute so wenig geändert hat. Kings berühmte Rede können Besucher in einer kleinen Kabine als Audio hören. Sie geht unter die Haut: „Ich habe einen Traum, dass eines Tages auf den roten Hügeln von Georgia die Söhne früherer Sklaven und die Söhne früherer Sklavenhalter miteinander am Tisch der Brüderlichkeit sitzen können.“

Viele Weiße sitzen heute, über 50 Jahre nach Kings Tod, nicht in den Bars und Cafés in den alten Backsteinhäusern in Downtown, beispielsweise im „The Garden“. Manche sprechen von einem „White Flight“ – einem Wegzug der Weißen. Aber für Touristen ist Memphis dennoch attraktiv, nicht nur wegen Graceland, dem

wiel Liebe, haben Bewohner einen Laden mit Büchern und Geschenken renoviert. Durch die Hauptstraße ruckelt eine nostalgische Straßenbahn. Wer tagsüber bei Sonnenschein durch Memphis läuft, kann sich nicht vorstellen, dass es in einigen Gegenden gefährlich sein soll.

Gottesdienst und Konzert

Einen ähnlichen Traum wie Martin Luther King hat der Soulsänger und Reverend Al Green. In der Full Gospel Tabernacle in der Hale Road beginnt sein Gottesdienst um 11:30 Uhr. Bis auf vier Besucher sind an diesem Tag alle Gläubigen Afroamerikaner. Sein Stuhl sieht aus wie ein Thron, mit einer Schärpe, auf der sein Name steht. Die Messen sind mehrstündige Konzerte. „Mich hat interessiert, was er predigt und wie er das Wort Gottes interpretiert“, sagt Martin, „darum kam ich vor einem Jahr zum ersten Mal her.“ Dann taucht Al Green auf, den das Musikmagazin Rolling Stone zu den besten 100 Sängern aller Zeiten zählt – seinen rundlichen Körper verhüllt ein weißes liturgisches Gewand. Während er mit den Gläubigen betet, raunen die Besucher und sprechen wie in Trance mit sich selbst, eine ältere Frau mit einem lila Tüll-Hut murmelt bestärkende Worte wie „yeah“

und „right“, die sie wie Punkte hinter Greens Sätze setzt. Über Schießereien oder Politik spricht Green nicht.

In Midtown hat Karen Carrier in einem ehemaligen Frisörsalon ein Restaurant eröffnet. Im „Beauty Shop“ sitzen die weißen und afroamerikanischen Gäste zusammen zwischen gläsernen Trennwänden aus den 1950er-Jahren, neben Trockenhauben. „Eine der berühmtesten Kundinnen hier war früher Priscilla Presley“, sagt der Kellner Darren, der wie viele junge Menschen von der Stadt schwärmt. „Ich bin kein Partygänger“, sagt er, „wenn ich frei habe, gehe ich gern mit meinem Hund spazieren oder fahre Fahrrad am Fluss.“

Der Mississippi ist wirklich etwas Besonderes. Eine Brücke über ihm verbindet zwei US-Bundesstaaten. Schon in Mark Twains Roman *Die Abenteuer des Huckleberry Finn* aus dem Jahr 1884 brachte der Fluss einen weißen Jungen und einen Sklaven zusammen. Ob das Buch als unkritische Jugendlektüre taugt, ist umstritten, ein Verlag ersetzte das N-Wort darin 2011 durch die Bezeichnung „Slave“. Aber die Freundschaft, die Twain schildert und die über alle Unterschiede hinweg zwei Menschen verbindet, mache ihm Mut, sagt Greg, ein weißer Memphian. Kamala Harris drücken Menschen wie er die Daumen. ◀

Manche sprechen von einem „White Flight“ – einem Wegzug der Weißen.

Wohnhaus von Elvis, sondern wegen der Menschen, für die Gastfreundschaft eine Herzensangelegenheit ist. Aus einem mehrstöckigen Loft an einer Straßenecke wurde ein hübsches Boutique-Hotels namens „Arrive“. Mit wenig Geld, aber

Häufig erinnern Graffiti in Memphis an frühere und heutige Kämpfe gegen Rassismus.



Wort und Klang

Brahms und Schumann



Ganz eigentlich für meine Clara.

F. Zschucke,
Orgel
R. Weltzien,
Lesung
Eigenvertrieb

CDs, die Text und Musik vermengen, haben es schwer. Denn diese Kombination hält leider häufig Menschen vom Erwerb ab, die eben – und das ist durchaus ein berechtigtes Anliegen – Musik auch nebenbei hören möchten. Aber solche Art von CDs kann wunderbar sein und ins Mark treffen, jedenfalls wenn sie so gerät wie die vorliegende. Mit Johannes Brahms wird man nicht in erster Linie Orgelwerke verbinden, und sein Orgel-Oeuvre ist auch eher schmal, aber es ist wunderschön. Besonders die posthum veröffentlichten elf Choralvorspiele (Opus posthum. 122) zeigen die Meisterschaft des reifen Brahms, so zum Beispiel in den beiden Versionen von „O Welt, ich muss dich lassen“.

Orgel-CDs an sich sind nichts Besonderes, in diesem Falle werden die reinen Klänge jedoch durch äußerst durchdachte Lesungen gerahmt: Der Dessauer Schauspieler Roman Weltzien, der weiten Kreisen eher als Comedian bekannt sein dürfte, verbindet sämtliche Orgelwerke von Brahms, 15 an der Zahl, je eins von Robert und Clara Schumann mit Texten, die sich der besonderen Beziehung zwischen den Schumanns und Brahms widmen, der 23 Jahre jünger als Robert und 14 Jahre jünger als Clara war. Die Texte sind dem Buch *Du bist mir so unendlich lieb – Briefwechsel Robert und Clara Schumann und Johannes Brahms* von Michail Krausnick entnommen, das bereits 2010 erschien. Deutlich neueren Datums sind die Aufnahmen, die der Dessauer Kirchenmusiker Florian Zschucke an vier klangschönen Orgeln der dortigen Region im Sommer 2022 eingespielt hat.

Es ist wunderbar, diesen Klängen zu lauschen – denen der Orgel, aber genauso der Stimme Weltziens, der mit sensiblem Timbre und Timing vorträgt und uns so en passant die stilistische Meisterschaft

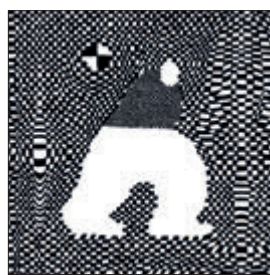
der Briefkunst des 19. Jahrhunderts vorführt. Als Eindruck sei nur aus der letzten Textpassage der CD aus Claras Tagebuch zitiert, die über ihre Beziehung zu Brahms an ihre Kinder gerichtet schreibt: „Wohl kann ich euch sagen, (...) daß ich nie einen Freund so liebte, wie ihn. Es ist das schönste Einverständnis unser Seelen. Nicht liebe ich an ihm die Jugend (...), nein, seine Geistesfrische, seine herrlich begabte Natur, sein edles Herz ist es, das ich liebe.“ Und wissend um das Gerede, das es schon damals über die besondere Liaison der beiden gab, fügt sie an: „... (G)laubt nicht kleinlichen, neidischen Seelen, die ihm meine Liebe und Freundschaft nicht gönnen, daher ihn anzutasten suchen, oder gar unser schönes Verhältnis, das sie entweder wirklich nicht begreifen oder nicht begreifen wollen.“

(Die Doppel-CD ist zum Preis von 15 Euro in der Evangelischen Buchhandlung Dessau im Bodelschwingbhaus erhältlich; Telefon: 0340/220 26 46).

REINHARD MAWICK

Gelungene Hochzeit

SML: Atemlos-meditatives Debüt



SML:
Small Medium Large.
International Anthem/Indigo
2024.

Wenn Körper und Seele aus welchen äußeren oder inneren Gründen auch immer nicht beieinander liegen und sich wärmen können, klingt es vielleicht so wie bei Eduard Raban in Kafkas *Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande*: „Kann ich es nicht machen, wie ich es immer als Kind bei gefährlichen Geschäften machte? Ich brauche nicht einmal selbst aufs Land fahren, das ist nicht nötig. Ich schicke meinen angekleideten Körper. Wankt er zur Tür meines Zimmers hinaus, so zeigt das Wanken nicht Furcht, sondern seine Wichtigkeit. Denn ich, ich liege inzwischen in meinem Bett, glatt zugedeckt mit gelbbrauner Decke.“ Und dabei hat er die ‚Gestalt eines

großen Käfers‘. Doch raufen sich Körper und Seele zusammen, kann das so packend klingen wie bei SML, einem Quintett aus der Jazz-, Improvisations- und Indie-Szene von L. A.: Anna Butterss am Bass, Josh Johnson am Saxophon, Synthesist Jeremiah Chiu, Booker Stardrum/Schlagzeug und Gitarrist Gregory Uhlmann, die schon mit Makaya McCraven und Meshell Ndegeocello oder Sonic-Youth-Urgestein Lee Ranaldo spielten. Ihr Debüt *Small Medium Large* verbindet inspirierte Live-Kommunikation und *Cut Up*-Bearbeitung, mitunter ebenso atemlos wie meditativ.

Der Sound der 13 Tracks steht in der Tradition des stets auch politischen Spiritual Jazz von John Coltrane und Sun Ra bis Kamasi Washington und McCraven, dessen *organic beat music* eine Art Blaupause ihrer Nach-Arbeitsweise ist (vergleiche zz 1/2019). Schrill, wo es sein muss, aber auch weich wie bei dem famosen Saxophonisten Charles Lloyd und immer funky, also seltsam tanzbar. Eben Club- oder Elektromusik, jedoch konsequent diesseits einfacher Muster – hier findet der selbst ebenso wie jene überraschte Käfer zur Braut: Wenn Raban beobachten, aber nicht beteiligt sein will, ist es bei SML (one size fits all, möchte man ergänzen) genau umgekehrt. Ein Zustimmungskehraus, der die Selbstskrupel kräftig anpackt und dazu teils triftig, teils krude geschichtete Polyrhythmen ebenso einsetzt wie virtuose Vertiefungen der Einzel-Instrumente. Es plockert, schiebt und schwelgt, wabert kosmisch und stürzt in zugleich sanfte wie straighte Dance-Tracks, hat Marching-Stakkato-Wucht und Dub-Vibe-Tiefe, die wohligh vom zuerst spitzen Sax-Ton tropft. Erstaunlich.

Eingespielt haben sie die Basis live bei zwei Gigs in einer In-Venue von L. A., dann wurde in den Homestudios gefeilt. Das grooved, lockt in Tempelhaine, tickt so exakt wie vertrackt – Körpermitwippen ist ebenso unvermeidlich wie leise, dann aufbrausende Faszination. Anklanghinweise auf die Proto-Trance-Technik der Rhythmensichtung von Holger Czukay bei Can treffen den Punkt ebenso wie dass deren umwerfend breite Varianz an Fela Kuti erinnere. Bloß kommen die Brautleute hier tatsächlich ins Bett, sogar in Partien, die schlierig und noisy sind. Sehr erstaunlich und *druff*: Nicht auszudenken, man hörte das Album unter der ‚gelbbraunen Decke‘.

UDO FEIST

Respektvoll

Naturforscher und Sprachtalent



Georg Forster:
Reise um die Welt.
Der Audio
Verlag, Berlin
2024.

Auf eine siebenstündige Zeitreise nimmt dieses Hörbuch mit in Georg Forsters fremde Welt. Der 1754 als Sohn eines Pfarrers nahe Danzig geborene Schriftsteller und Kosmopolit (gestorben 1794 in Paris) „war der helle Stern meiner Jugend“, schwärmte Alexander von Humboldt. Forster war erst 17, als er 1772 mit James Cook auf dessen zweite Reise in Plymouth an Bord der „Resolution“ anheuerte. Unter anderem ausgestattet mit den im Kampf gegen Skorbut wichtigen Fässern deutschen Sauerkrauts, eingedickten Zitrusfrüchten und einer Destillieranlage für Seewasser, segeln sie über die Kanaren nach Südafrika ans Kap. Forster, gehandelt als großes Sprachtalent, entpuppt sich als unbestechlicher Ethnologe, exzellenter Zeichner und Naturforscher. Er gilt auch als Mitbegründer moderner Reiseliteratur. Er berichtet detailliert, wie sie in Packeis geraten, Eisberge und Albatrosse bestaunen und nach Neuseeland gelangen, wo sich die Menschen verstecken, die erkannt haben, dass Eroberer nichts Gutes bringen.

„Ein vom Lande wehendes Lüftchen führte uns die erfrischendsten und herrlichsten Wohlgerüche entgegen“, schildert er die Ankunft auf Tahiti, wo bald „Weibsbilder von kleiner Statur und beständigem Lächeln“ um die Schiffe schwammen, während sich der König als zäher Verhandlungspartner erwies, der die als Proviant begehrten Schweine nicht herausrücken wollte. Forster schreibt respektvoll, egal, ob er von Menschen, deren Kleidung, Sprache und Sitten berichtet oder von Tieren, Landschaften und Essen: Der Hörer fühlt, riecht, schmeckt die Exotik. 1775, am Ende der Reise, beginnt Georg Forster mit der Arbeit an seinem Buch, das 1778 herausgegeben und, einem Glücksfall gleich, nun mit der Stimme von Frank Arnold vertont wurde.

ANGELIKA HORNIG

Lebensdienlich

Demokratie lernen



Marina Weisband:
Die neue Schule der Demokratie.
S. Fischer Verlag,
Frankfurt am Main 2024,
176 Seiten,
Euro 22,-.

Marina Weisband hat ein Buch über ihr Herzensprojekt geschrieben: ausdiskutieren und live abstimmen, kurz aula. Ein mittlerweile etabliertes Beteiligungskonzept für weiterführende Schulen am Schnittpunkt von Bildung und Demokratie, basierend auf einer Online-Plattform, didaktisch begleitet und mitnichten nur eine Simulation von Demokratie! Vielmehr werden von Schülern eigene Ideen kreiert, eingebracht, entwickelt, gesammelt, gewichtet, verhandelt und umgesetzt – vom Gebets- und Ruheraum über den Fahrradständer bis hin zur Baumpflanzung auf dem Schulhof. Mithin das Gegenteil einer autoritären Schule, in der Toiletten „die einzige Möglichkeit“ bieten, „Willen zur Veränderung, zur Inbesitznahme des Raumes“ zu demonstrieren.

Im aula-Prozess des Demokratielernens erleben die Beteiligten, wie Vorschläge abgelehnt, verändert oder von einer – zu gewinnenden – Mehrheit angenommen werden. Und wie letztlich Ausdauer, Kooperation und Kompromisse zur Realisierung führen. Basal knüpft die Psychologin Weisband an Hanna Arendt an, indem sie deren Begriff des Handelns als Selbstwirksamkeit fasst. Sie will, dass aus jungen Konsumenten erwachsene Gestalter werden. Politisch-ethisch stellt sie einer neoliberalen kapitalistischen Verwertungslogik einen Liberalismus entgegen, „der die Freiheit des Menschen, seine individuelle Entfaltung, als das höchste Gut betrachtet“. Diese zielt nicht auf Selbstoptimierung und Gipfelsturm, sondern ereignet sich auf einem gemeinsamen Weg durch Brechts mühevollen Ebene, der „sogar mit

dem Rollstuhl zu bewältigen“ ist – also auch für die Autorin selbst.

Die einzelnen Phasen der schulischen aula-Prozesse sind hier nicht wiederzugeben, auch nicht die Widerstände und Flauten oder deren Beschränkungen durch finanzielle, mentale und zeitliche Ressourcen beziehungsweise Digitalisierungs-Skepsis. Letztlich sind diese keine anderen als im Arbeitsleben oder der Kommunalpolitik auch.

Im Zentrum des Konzepts steht ein angemessener, produktiver, ja lustvoller Umgang mit Komplexität. Dieser soll von Kindern und Jugendlichen eingeübt werden: entgegen der fatalen Wahrnehmung der Welt durch die Brille der Dauerkrise und dem damit einhergehenden passiven Rückzug oder aggressiven Populismus. Es ginge jetzt um „den Fortbestand der Demokratie. Sie muss sich weiterentwickeln und wieder lebendiger werden – oder sie wird sterben“.

Ausgehend von einem „positiven Menschenbild“ ermuntert Weisband auch die Leserschaft, tätig zu werden. Sie selbst habe – sowjetisch sozialisiert – erst verstehen müssen, „dass engagierte Menschen wirklich froh sind, wenn sie Mitstreiter gewinnen“. Ihre Engagement-Vorschläge erscheinen dabei – für eine Politikerin – allerdings etwas zusammengesucht und bemüht alltagsnah-niedrigschwellig.

Interessanter ist dagegen ihre Bezugnahme auf das Judentum. Freiheit und Selbstwirksamkeit sind bei der gläubigen Jüdin eingebettet in eine Form von Gemeinschaft. Genauer: Sie zielen auf eine regelbasierte, solidarische Gemeinschaft, so auch konzeptionell im aula-Projekt, das ein umfangreiches Vertragswerk beinhaltet. Sie werde oft gefragt, wie sie als freiheitsliebender Mensch einer Religion mit so vielen Geboten und Verboten folgen könne. Ihre Antwort: „Ich kenne nicht der Weisheit letzten Schluss, wie man als Mensch gut mit anderen Menschen und der Natur lebt. Andere Leute haben sich 5000 Jahre lang Gedanken dazu gemacht und diese in ein Regelwerk gegossen. Wenn ich diese Regeln kenne und beachte, habe ich bessere Chancen, radikale Fehler zu vermeiden.“ Sie schätze „an der jüdischen Religion aber auch, dass diese Regeln ständig diskutiert und interpretiert werden“. Das sei ein lebensdienlicher „Spagat aus Mündigkeit und zuverlässiger Begrenzung. Wie gute Erziehung eben auch sein sollte“.

SEBASTIAN KRANICH

Brücke

Zwischen Skepsis und Bibeltreue



Andreas Malessa:
Und das soll man glauben?
Gütersloh 2024,
Gütersloher Verlagshaus,
192 Seiten,
Euro 20,-.

Der baptistische Theologe und ARD-Hörfunkjournalist Andreas Malessa geht von einem doppelten Problembefund aus. Auf der einen Seite finden große Teile der westlichen Öffentlichkeit keinen Zugang mehr zur Bibel. Auf der anderen Seite gibt es unter konservativ Gläubigen nach wie vor eine lebendige Bibelfrömmigkeit. Nur verzichten viele von ihnen vollständig auf die Perspektiven aufgeklärter Bibelwissenschaft. Stattdessen verbindet sich bei ihnen tiefe Liebe zur Bibel mit gleichzeitiger Ignoranz gegenüber der biblischen Vielschichtigkeit. Malessa ringt mit einer Art Querfront von streng religiösen und antireligiösen Menschen, für die die Bibel entweder absolute Wahrheit oder völlige Torheit ist.

Er möchte beide Gruppen erreichen, die Skeptischen und die allzu Bibeltreuen – kann das gelingen? Malessa sucht und findet Wege zwischen den Stühlen. Mehrfach distanziert er sich von Fundamentalisten, von Gläubigen, die die Evolutionslehre in Frage stellen und mit der Chicagoer Erklärung auf der Irrtumslosigkeit und Widerspruchsfreiheit der ganzen Bibel bestehen, nach dem Motto: „Wenn weder Adam noch der Sündenfall historische Fakten sind – dann sind Jesus und seine Sündenvergebung auch nicht historische Fakten.“

Ebenso grenzt er sich ab gegen eine skeptizistisch gewordene Bibelwissenschaft, die vor lauter kritischer Analyse nicht mehr in der Lage ist, die Bedeutung der Bibel zu erschließen. „Die Wirkung der historisch-kritischen Forschung an

der Basis ... war zunächst negativ, finde ich. ... Alles geriet unter den Verdacht, naiver Kinderglaube, Irrglaube oder eine Art christlicher Aberglaube zu sein.“ Zugleich betont Malessa: Solche Formen der Bibelwissenschaft hat es gegeben, sind heute aber keineswegs typisch.

Er plädiert für einen Umgang mit der Bibel, für den die historischen und chronologischen Irrtümer der biblischen Autoren Ausweis ihrer Menschlichkeit sind: „Ich muss dem Paulus doch das erdgeschichtlich-naturkundliche Wissen seiner Epoche zugestehen, die übliche Geschichtsdatierung seiner Kultur und Gesellschaft.“

Malessas Buch leistet eine wohlthuende Verstärkung von Perspektiven, die nur liberales oder evangelikal-fundamentalistisches Christentum kennen. Er plädiert für volle Gleichberechtigung von Frauen und Männern auf allen Ebenen der Kirche; und er bekennt sich zur „Tatsächlichkeit des Osterwunders“. Die Bibel darf ein menschliches Buch sein, voll mit den Irrtümern ihrer Zeit. Und zugleich lässt er Raum für die Erwartung, dass Gott die Bibel auch heute noch gebraucht und Menschen bei der Lektüre zu einer Begegnung mit Gott finden können.

Auch dieses Buch wird es nicht leisten können, überzeugte Fundamentalisten ins Nachdenken zu bringen. Wer sein Bibelverständnis zur Bekenntnisfrage erhoben hat, ist nicht mehr in der Lage, kritische Anfragen daran zu prüfen. Alles außerhalb dieser Weltsicht ist für diese Menschen liberal oder progressiv und damit vor allem: gefährlich.

Und doch leistet dieses Buch einen wichtigen Dienst. Es kann Menschen helfen, die mit so einer Weltsicht groß geworden sind und allmählich gelernt haben, an mancher Enge zu leiden. Sie können entdecken, dass es auch außerhalb des fundamentalistischen Christentums Menschen gibt, die die Bibel kennen und lieben. Es gibt mehr als die Extreme, wo alles geglaubt werden muss, wenn man als gläubig, oder nichts geglaubt werden darf, wenn man als vernünftig anerkannt werden will. So kann dieses Buch auch eine Brücke sein für solche, die das Christentum vielleicht für gestrig halten, aber die Bibel als interessantes Kulturgut empfinden. Sie lernen zumindest, dass es auch aufgeklärte Zugänge zur Bibel gibt – und man dieser ruhig mal eine Chance geben kann.

THORSTEN DIETZ

Elementar

Ein neuer Herlyn



Okko Herlyn:
Taufe. Ich sage Ja.
Neukirchener Verlag,
Neukirchen-Vluyn 2023,
112 Seiten,
Euro 12,-.

Was hat den Neukirchener Verlag nur geritten, Herlyns Taufbuch erst nach dem von der EKD ausgerufenen „Jahr der Taufe“ so spät erscheinen zu lassen? Es hätte einiges an Unfug verhüten können. Zwar liegen alle relevanten Erkenntnisse zur Taufe seit geraumer Zeit auf dem Tisch. Argumente und Gegenargumente zu einzelnen Aspekten, etwa der Frage nach einem angemessenen Taufalter, sind jedermann seit langem zugänglich. Unterschiede und Zusammenhänge zwischen Taufe und Segen sind weidlich geklärt. Warum also nun noch ein neues Taufbuch? Die Antwort liegt schlicht an einer dem Autor gegebenen außerordentlichen Gabe, auch komplexe theologische Sachverhalte zu elementarisieren. Doch was heißt das?

Elementarisierung bedeutet die Konzentration auf das Elementare, nämlich das Einfache, Grundlegende, Notwendige eines theologischen Zusammenhangs. Bei der Zurückführung auf das Elementare geht es um eine Konzentration aus dem Bereich abstrahierenden Redens auf die diesem Reden zugrundeliegenden Wahrnehmungsinhalte des Autors und die Erfahrungswirklichkeit der Angesprochenen – im Horizont eines Textes aus der Bibel.

Es gibt kaum einen anderen, dem diese Gabe so gegeben ist wie Okko Herlyn. Wer nicht weiß, wie er Lebenswirklichkeiten und Glaubenswahrheiten zusammenbekommen soll, lese Herlyns Texte. Und warum sollte die Lektüre eines theologischen Textes nicht auch einmal unterhaltsam sein?

Herlyns Taufbuch beginnt auf einem Parkplatz am Supermarkt. Eine Zufallsbegegnung zwischen einem jungen, volks-

Überraschend

Richard Riess (Hg.): *Hoffen.*
Athena Verlag, Oberhausen 2023,
256 Seiten, Euro 29,90.

Immer wieder überrascht der Ideenreichtum in Anthologien. So auch in dieser von dem Praktischen Theologen Richard Riess herausgegebenen. Woher nimmt ein Mensch so etwas wie Hoffnung? Wie kann man dieses „Elixier unserer Seele“, wie Richard Riess sie nennt, pflegen? Und was passiert, wenn sie schwindet? Diesen Fragen widmen sich die Autorinnen und Autoren in kürzeren Texten, Gedichten, Briefen und Liedtexten. Sie bieten ganz unterschiedliche Zugänge, liefern neben biografischen Texten auch solche aus dem Berufsfeld. Eine Einleitung kontextualisiert die Beiträge und arbeitet die zentralen Themen heraus.

Streifzug durch 1774

Johannes Saltzwedel: *Werthers Welt.*
Klampen Verlag, Springe 2023,
312 Seiten, Euro 38,-.

Vor 250 Jahren im September 1774 veröffentlichte Johann Wolfgang von Goethe *Die Leiden des jungen Werthers* und schrieb Literaturgeschichte. Was in diesem so bedeutsamen Jahr 1774 neben dem Werther noch geschah, rekonstruiert Johannes Saltzwedel mosaikhaft in einem Kalendarium. Tag für Tag notiert er Wichtiges und weniger Bedeutendes, feinsinnig illustriert mit Porträts, Architekturzeichnungen und Buchseiten und ordnet es in die Welt dieser Zeit. Dazu stellt er Artikel über zeitgenössische theologische und literarische Schriften. Ein fesselndes wie originelles Buch, das manche Überraschung birgt.

Innenansichten

Arno Luik: *Rauhnächte.* Westend Verlag, Frankfurt/Main 2023,
188 Seiten, Euro 22,-.

Es ist Krebs. Und es ist zunächst keine Heilung in Sicht. Der Autor Arno Luik beginnt nach seiner Diagnose, Tagebuch zu schreiben und sein Innerstes zu ergünden. Ob er dabei es schafft, „zutiefst ehrlich“ alles aufzuschreiben, glaubt er nicht. Zu düster sind die Gedanken und die Alpträume, die ihn befallen. Egal, seine Leserschaft berührt und erschüttert er mit dem, was er schonungslos notiert. Wie sein Körper auf die Therapien reagiert, seine Psyche mit Wut, Schmerz, Hoffnung, wie sich sein persönliches Umfeld verhält. Dabei verliert er als Journalist nie das politische Zeitgeschehen aus dem Blick.

kirchlich gesehen eher „am Rande“ befindlichen Elternpaar und dem Gemeindepfarrer. Im Laufe des Buches begleiten wir nun die drei Protagonisten durch die verschiedenen zu klärenden Tauffragen: Warum überhaupt Taufe? Was hat es mit dem Wasser auf sich? Kinder- oder Erwachsenentaufe? Wozu Taufpaten? Wie den Taufgottesdienst gestalten? Was hat man unter einer christlichen Erziehung zu verstehen? Und nicht zuletzt: Welche Bedeutung hat eigentlich das Getauftsein für den Alltag des Lebens?

Auffallend: Jede einzelne Frage wird eingehend biblisch bedacht. Dabei finden nicht nur die bekannten Taufgeschichten etwa in der Apostelgeschichte Erwähnung, sondern auch die mitunter schwierigen Taufbilder der neutestamentlichen Briefe, etwa die des „Begrabenwerdens“, der „Reinwaschung“, der „Wiedergeburt“, des „Anziehens“, der „Salbung“, der „Versiegelung“ oder der „Beschneidung“.

Gut reformatorisch ist der theologische Kern von Herlyns Taufverständnis Gottes in Jesus Christus unverbrüchlich gesprochenes Ja zu uns Menschen, zu dem sich der Täufling seinerseits mit seinem Ja bekennt. So wie er es in seinem bekannten Tauflied selber formuliert hat: „Ich sage Ja und Amen, weil gewiss: Ein andres Ja schon längst gesprochen ist.“ Auf dieser theologischen Grundlage können dann die mancherlei anderen Fragen rund um die Taufe relativ entspannt angegangen werden, verliert zum Beispiel der bekannte Konflikt Kinder-/Erwachsenentaufe eine mitunter spalterische Dramatik. Mit Gründen plädiert Herlyn dafür, diese Frage nicht dogmatisch vorweg, sondern situationsbezogen zu entscheiden. Für jedes Taufalter gebe es schließlich gute Argumente und bedenkenwerte Gegenargumente.

Ein Highlight des Buches ist sicher das Schlusskapitel über die Bedeutung des Getauftseins über den Tauftag hinaus. Herlyn wartet hier mit Beispielen aus dem Alltag auf, die an Bonhoeffers berühmtes Diktum erinnern, wonach „Gott mitten in unserem Leben jenseitig“ ist. *Taufe. Ich sage Ja* ist kein Buch für Theologen, die bereits bestens informiert sind. Es ist ein Buch für Eltern, die sich Gedanken über die Taufe ihres Kindes machen, für begleitende Patinnen und Paten, für suchende Erwachsene, die die eigene Taufe verstehen wollen, und nicht zuletzt auch für Pfarrerinnen und Pfarrer, die mit solchen Menschen in ein produktives Taufgespräch eintreten möchten.

Ist Herlyns Buch wissenschaftlich genug? Nicht für den, der etwa Eberhard Jüngels Buch *Gott als Geheimnis der Welt* für hinreichend in Sachen Gotteslehre und Liebe hält. Aber kann ich dieses Buch meinen drei erwachsenen Kindern geben, um ihnen zu erklären, warum sie einst getauft wurden? Herlyns Taufbuch ist mir dazu nun eine willkommene Hilfe.

ROLF WISCHNATH

Einblicke

Bischöfe und Theologen



Justus Geilhufe (Hg.):
Das Leben suchen.
Evangelische Verlagsanstalt
Leipzig, Leipzig
2023, 228 Seiten,
Euro 48,-.

Charakterbilder können eine wahre Fundgrube sein, wenn sie von historisch geschulten Personen erstellt werden, die den jeweils beschriebenen Menschen einerseits hautnah erlebt haben, andererseits jedoch in genügend kritischer Distanz zu ihm stehen. So droht weder die Gefahr der Heroisierung noch das Abgleiten in bloße Anekdoten. Stattdessen ergeben sich aufschlussreiche Porträts, die einem intime Einblicke in die Gedankenwelt dieser Menschen gewähren.

Jene „mittlere Distanz“ ist kennzeichnend für das Buch, das vom Freiburger Dompfarrer und Hochschulseelsorger Justus Geilhufe herausgegeben wurde. Hinter dem unglücklich gewählten Obertitel *Das Leben suchen* – der eher einen esoterischen Ratgeber vermuten lässt – verbirgt sich weit mehr. Neun Protestanten und drei Katholiken aus verschiedenen Phasen der DDR werden vorgestellt. Den Auftakt macht der Dichter und Theologe Christian Lehnert, der über die liturgische Prägung schulischer Appelle in der DDR berichtet. Er reflektiert den denkerischen Freiraum der Kirche und

stellt diesen der Enge eines Kesselwaggons gegenüber, den er als Gasmasken tragender Bausoldat von Schwefelsalzresten befreien musste.

Es folgt eine Einschätzung über den Prager Theologen Josef Hromádka, der eine prokommunistische Haltung einnahm und gemeinsam mit Emil Fuchs gegen Otto Dibelius opponierte. Lesenswert ist das Porträt über den Theologen und Bischofsverwalter Günther Jacob, der den Begriff des „nachkonstantinischen Zeitalters“ für die kirchliche Situation in der DDR prägte. Zu begrüßen ist die Darstellung der weltökumenisch geprägten Laientheologin und Leiterin der evangelischen Akademie Elisabeth Adler, deren Reflexionen über „Freiheit in Grenzen“ noch heute bedeutsam sind. Eindrucksvoll ist Johannes Hempels Selbstkritik als ehemaliger sächsischer Landesbischof. So erkannte er zu spät, dass die Basisgruppen als neue Generation im Recht waren, das kirchliche Erbe der Vorgängergeneration in Frage zu stellen. Hempel räumt ebenfalls ein, die Konfrontation mit dem Staat hinausgeschoben und sich zu sehr an die damaligen Verhältnisse gewöhnt zu haben. Im intimen Porträt über Ulrich Kühn, den Leipziger „Konsensökumeniker“, erfahren wir viel, wenn er vor Leipziger Studenten seine Hand hob und augenzwinkernd meinte: „Diese Hand hat mir der Papst geschüttelt.“ Auch die Enttäuschung der Leipziger Studierenden kommt zum Ausdruck, als er in der DDR-Zeit entschied, für drei Jahre nach Österreich zu gehen, obwohl er doch immer wieder den Dienst in der DDR betont hatte. Einen umfassenden Einblick in die Facetten Heino Falckes bietet der Beitrag von Erhart Neubert. Ebenfalls gewürdigt wird die leider viel zu früh verstorbene Christiane Markert-Wizisla, die als Leiterin der Frauen- und Familienarbeit der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg wichtige feministische Akzente setzte. Den Abschluss bildet eine Selbstreflexion des im vergangenen Jahr verstorbenen Wolf Krötke, der interessante Einblicke in sein Verständnis von Karl Barth gibt und einen Barthianismus in einem „erhobenen Ton“ stets ablehnte.

Danach richtet sich der Blick auf drei Katholiken. Bedauerlicherweise werden lediglich Bischöfe vorgestellt. Positiv ist jedoch, dass deren Selbsteinschätzungen gut zum Ausdruck kommen, wodurch sie miteinander verglichen werden können. So zierte das Psalmwort „Auf dieses herr-

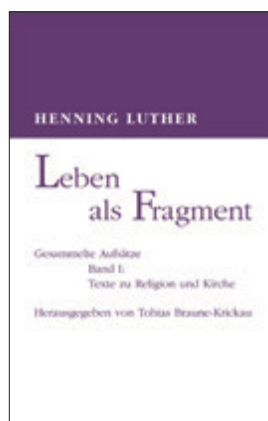
liche Land ist mein Los gefallen“ die Wand des Arbeitszimmers des Erfurter Bischofs Hugo Aufderbeck. Im Vergleich dazu versuchte der Berliner Bischof und spätere Kölner Kardinal Joachim Meisner, den eisernen Kurs des „Überwinterns“ zu relativieren, indem er die „Diskriminierung christlicher Kinder und Jugendlicher“ gegenüber hohen Regierungsvertretern thematisierte. Schließlich im profunden Beitrag von Jörg Seiler über Bischof Joachim Wanke staunt man über dessen selbstbewusste Abgrenzung von seinem Amtsvorgänger Aufderbeck. Während jener Sauerländer die DDR als das Land ansah, auf das sein Los fiel, machte der in Illmenau aufgewachsene Wanke deutlich, dass die DDR seine Heimat sei.

Der Band bietet wichtige Einblicke in das Selbstverständnis von kirchenleitenden Christen, die in der DDR agierten. Bei der Lektüre tauchen viele Themen auf, die es wert wären, weiterverfolgt zu werden. So zeigt der Band, dass Werke der Nachwendzeit von DDR-Theologen viel stärker als Verarbeitung der DDR-Zeit gelesen werden müssten, so beispielsweise die Abschnitte von Ulrich Kühn im ökumenischen Projekt einer „West-Ost“-Dogmatik gemeinsam mit Wolfgang Beinert aus dem Jahr 2013.

ROLAND MARKUS LEHMANN

Faszination

Über Henning Luther



Henning Luther: **Leben als Fragment.** Radius-Verlag Stuttgart, 429 und 395 Seiten, Euro 48,-.

Wer schreibt, der bleibt – heißt es. Doch das stimmt nicht für alle Autorinnen und Autoren. Blickt man auf die Theologiegeschichte der vergangenen Jahrzehnte, so muss man feststellen, dass von einigen, die sehr viel geschrieben haben,

Austausch

Simone Weill: **Das Unglück & die Gottesliebe.** Verlag Matthes & Seitz, Berlin 2024, 304 Seiten, Euro 20,-.

„Theologische Brocken“ heißt eine neue Reihe im Verlag Matthes & Seitz. Gleich unter den ersten vier Titeln findet sich das Buch der französischen Philosophin und Mystikerin Simone Weill, die 1909 in Paris in eine jüdische Familie hineingeboren wurde. Es versammelt sechs Briefe und fünf Aufsätze, die im Austausch mit dem Dominikanerpater Joseph-Marie Perrin (1905–2002) entstanden. Darin stehen für sie die Fragen der Taufe und der Zugehörigkeit zur katholischen Kirche im Mittelpunkt. In ihrer den Band abschließenden editorischen Notiz erläutert die Philosophin Charlotte Bohn Wissenswertes zur Neuausgabe und Übersetzung des Bandes.

Identität

Natan Sznajder: **Die jüdische Wunde.** Hanser Verlag, München 2024, 272 Seiten, Euro 26,-.

Der israelische Soziologe Natan Sznajder widmet sich in seinem neuesten Buch der alten Frage, ob sich Juden assimilieren oder als Kollektiv behaupten sollen. „Leben zwischen Anpassung und Autonomie“ heißt denn auch der Untertitel seines Essays. Hergeleitet wird der Widerspruch an verschiedenen Nathan-Figuren, die Sznajder für seine Positionen entwickelt. An dem von Lessing, der auf Offenheit und Toleranz setzt und an einem orthodoxen, der seine Frömmigkeit in der Welt darstellt. Die erinnerungspolitischen Kämpfe der Gegenwart, die Verbindung zwischen Antisemitismus und Kolonialismus, zu all dem bezieht er Position in seinem herausfordernden Essay.

Bis ins Heute

Matthias Glaubrecht: **Dichter, Naturkundler, Welterforscher.** Adelbert von Chamisso. Galiani Verlag, Berlin 2023, 685 Seiten, Euro 36,-.

Als Flüchtling kam der 1781 geborene Louis Charles Adélaïde de Chamisso de Boncourt nach Deutschland. In seiner klug recherchierten und sehr bemerkenswert geschriebenen Biografie über den Dichter und Naturforscher Adelbert von Chamisso bietet Matthias Glaubrecht ein Lesevergnügen der besonderen Art, eine packende Lebensgeschichte zwischen Kunst, Wissenschaft und Krieg, die bis ins Heute führt.

ziemlich wenig geblieben zu sein scheint. Das hat damit zu tun, dass es eben nicht genügt, selbst etwas zu Papier gebracht zu haben. Andere, Jüngere, müssen dauerhaft ein Interesse daran haben, es auch zu lesen. Wer jedoch würde heute noch freiwillig die Dogmatik von – sagen wir – Wolfhart Pannenberg zur Hand nehmen? Zu Lebzeiten galt er als Welttheologe, heute ist er vergessen. Und wie steht es um seinen Antipoden Eberhard Jüngel? Als Name ist er noch präsent, aber auch mit seinen Schriften? In dieser Weise könnte man einige ehemals berühmte Namen und früher beliebte Bücher durchgehen – es wäre eine Einübung in die Endlichkeit und Vergeblichkeit menschlicher Existenz. Allerdings stößt man glücklicherweise auch auf Namen, die tatsächlich bei nachfolgenden Generationen Neugier auslösen.

Einer davon ist der Praktische Theologe Henning Luther (1947–1991). Das liegt sicherlich auch daran, dass er mit dem Titel eines Aufsatzes einen wirkmächtigen Slogan erfunden hat: „Leben als Fragment“. Das spricht auch diejenigen an, die bisher keinen seiner Texte gelesen haben. Natürlich übt sein viel zu früher Tod – und dann noch durch Aids – einen Effekt aus. Sein Leben und Schreiben ist wirklich ein Fragment gewesen und interessiert auch damit noch. Doch soll die Faszination eine gewisse Konstanz gewinnen, hilft es, Luthers Texte tatsächlich zu lesen. Nun hat der Greifswalder Praktische Theologe Tobias Braune-Krickau eine schöne und vielseitige Ausgabe von Henning Luthers wichtigsten Aufsätzen aus den 1980er-Jahren in zwei Bänden herausgegeben. Es beginnt natürlich mit „Leben als Fragment“, führt weiter über grundsätzliche Aufsätze zum Verhältnis von Religion und Identität, geht dann zu praktisch-theologischen Handlungsfeldern wie Predigt und Seelsorge, Jugendarbeit und Konfirmation über und zu Grundsatzfragen der Bildung sowie der Praktischen Theologie, berücksichtigt aber auch geistliche Arbeiten. Schon der Blick in das Inhaltsverzeichnis zeigt, dass hier kein abgeschlossenes Werk vorliegt, aber Grundlinien ausgezogen werden, die bedeutend bleiben.

Zur bleibenden Faszination von Luthers Aufsätzen trägt seine Sprache bei. Sie ist klar, präzise, nie überkompliziert-akademisch, abstrakt-vorsichtig. Man merkt ihr an, dass es dem Autor um etwas geht, nämlich um die existentielle Bedeutung der christlichen Religion. Theorie bezie-

ungsweise Theologie ist bei ihm ein „Lebenselement“, ein „Medium existentieller Nachdenklichkeit“, wie der Herausgeber schreibt. Manchmal zeigt sich dies schon in den Überschriften: „Die Lügen des Trostes“ oder „Schmerz und Sehnsucht“. Eindrücklich ist sein mit Ursula Baltz verfasster Aufsatz „Von der Angewiesenheit des Theologen auf literarische Kultur“. Gegenüber einer entfremdeten universitären Sprache plädiert Luther dafür, Literatur in der Lehre als „Anwalt der Subjektivität“ einzusetzen, allerdings ohne sie zu vereinnahmen. Ihn reizen literarische Texte, die von theologischer Bedeutung sind, ohne dass sie selbst Theologie wären. Sie können für die Theologen zur Sprachschule werden. Denn: „Das Poetische erweist sich als die Kategorie, mit deren Hilfe Zeiten überbrückt werden können“; deshalb ist die „Predigt, das Reden vom Glauben, nicht möglich, wenn auf poetische Sprache verzichtet wird.“ Schade nur und kaum zu verstehen, dass Henning Luther mit seinen Aufsätzen stets im Rahmen des Kirchlich-Theologischen verblieben ist. Eigentlich hätte er darüber hinaus wirken müssen.

JOHANN HINRICH CLAUSSEN

Apokalypse Interdisziplinäre Perspektiven



Simone Ziermann (Hg.):
Apokalypse – ja bitte?
Evangelische Verlagsanstalt,
Leipzig 2024,
214 Seiten,
Euro 58,-.

Die fast naiv klingende Titelfrage lässt bereits erahnen, dass dieser Sammelband – erschienen angesichts zunehmend endzeitlicher Stimmungen in krisengeschüttelter Zeit – eine bunte Mixtur diverser Interpretationen des Apokalyptikbegriffs bietet. Was die meisten der 15 Beiträge, von denen übrigens lediglich ein Drittel aus

An dieser Ausgabe haben mitgearbeitet:

- Alexandra Bandl
Historikerin, Leipzig
- Dr. Klaus Beckmann
Schulpfarrer und Gefängnisseelsorger, Ludwigshafen
- Uwe Birnstein
Autor, München
- Dr. Lea Chilian
Oberassistentin am Institut für Sozialethik
des Ethik-Zentrums der Universität Zürich
- Kerstin Claus
Unabhängige Beauftragte für Fragen des
Sexuellen Kindesmissbrauchs, Berlin
- Dr. Johann Hinrich Claussen
Kulturbbeauftragter der EKD, Berlin
- Ruth Denkhäus
Referentin am Zentrum für Gesundheitsethik
an der Evangelischen Akademie Loccum
- Dr. Thorsten Dietz
Referent bei „Fokus Theologie“, Zürich
- Rita Famos
Präsidentin der Evangelisch-reformierten Kirche
Schweiz, Bern
- Udo Feist
Autor, Dortmund
- Christian Füller
Journalist, Berlin
- Dr. Constantin Gröhn
Wissenschaftlicher Referent beim Kirchlichen Dienst
in der Arbeitswelt der Nordkirche
- Dr. Thomas Groß
Kulturredakteur des *Mannheimer Morgen*, Mannheim
- Dr. Adelheid von Hauff
Pädagogin i. R. an der Pädagogischen
Hochschule Heidelberg
- Dr. Dagmar Heller
Institutsleitung des Konfessionskundlichen
Instituts, Bensheim
- Isa Hoffinger
Journalistin, München
- Angelika Hornig
Journalistin, Minden
- Dr. Sarah Jäger
Juniorprofessorin für Systematische Theologie/
Ethik an der Universität Jena
- Wolfgang-Michael Klein
Theologe, Heidelberg
- Dr. Olaf Köller
Psychologe und Professor für Empirische
Bildungsforschung an der Universität Kiel
- Dr. Sebastian Kranich
Direktor der Evangelischen
Akademie Thüringen, Weimar
- Anne-Kathrin Kruse
Dekanin i. R., Berlin
- Dr. Roland Lehmann
Theologe, Naumburg
- Dr. Steffen Merle
EKD-Oberkirchenrat, Hannover
- Andrea Preußner
Teamleiterin der Robert Bosch Stiftung, Stuttgart
- Marlies Prinz
Studentin der katholischen Fachtheologie
an der Universität Innsbruck
- Peter Schultze
Gymnasiallehrer und Musiker, Hamburg
- Dr. Dana Tegge
Senior Expert des Handlungsfeldes „Gute Kita und
Schule“ der Robert Bosch Stiftung, Stuttgart
- Dr. Werner Thiede
apl. Professor für Systematische Theologie
an der Universität Erlangen-Nürnberg
- Dr. Rolf Wischnath
Generalsuperintendent i. R., Gütersloh

zeitzeichen-Service
Lesertelefon 0711/826 51-230
zeitzeichen@zenit-presse.de

zeitzeichen ist die Nachfolgepublikation von: „Evangelische Kommentare“, „Die Zeichen der Zeit/Lutherische Monatshefte“ und „Reformierte Kirchenzeitung“. ISSN 1616-4164

Herausgegeben von
Heinrich Bedford-Strohm, München
Rita Famos, Bern
Isolde Karle, Bochum
Friederike Krippner, Berlin
Annette Kurschus, Bielefeld
Bettina Limperg, Karlsruhe
Ralf Meister, Hannover
Friederike Nüssel, Heidelberg
Rüdiger Schuch, Berlin
Christiane Tietz, Zürich
Friedhelm Wachs, Berlin
Olaf Zimmermann, Berlin

Redaktion
Reinhard Mawick (Chefredakteur)
Philipp Gessler
Kathrin Jütte
Stephan Kosch
Ständiger Mitarbeiter: Jürgen Wandel
Sekretariat: Claudia Hollwedel
Abo-Marketing: Bernd Hummel
Ziegelstraße 30, 10117 Berlin
Tel. 030/166 36 41 52
E-Mail: redaktion@zeitzeichen.net
Internet: www.zeitzeichen.net

Beratende Mitarbeiter
Johann Hinrich Claussen (Berlin),
Johanna Haberer (Erlangen), Klaas Huizing
(Würzburg), Jürgen Israel (Berlin),
Reinhard Lassek (Celle)

Träger
zeitzeichen gGmbH
Geschäftsführer: Reinhard Mawick
Ziegelstraße 30, 10117 Berlin
Vorsitzender des Verwaltungsrates:
Christian Frehrking

Verlag und Anzeigen
Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik gGmbH,
Emil-von-Behring-Straße 3,
60439 Frankfurt am Main
Anzeigen: m-public (www.m-public.de)
Anzeigenleitung: Yvonne Christoph
Tel. 030/325 32 14 32, E-Mail: christoph@m-public.de
Mediaberatung: Karin Dommermuth-Hoffmann
Tel. 0261/39 49 53 36
E-Mail: dommermuth-hoffmann@m-public.de

Abonnement-Verwaltung
ZENIT Pressevertrieb GmbH
Julius-Hölder-Str. 47, 70597 Stuttgart
Tel. 0711/826 51-230, Fax 0711/826 51-333
E-Mail: zeitzeichen@zenit-presse.de

Zeitzeichen erscheint monatlich und kann über
jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag
bezogen werden. Das Jahresabonnement kostet
EUR 102,- (inkl. Versandkosten). Ruheständler,
Studierende, Vikare und Auszubildende erhalten
bei Direktbezug Nachlässe. Einzelheft EUR 9,00.
Preisänderungen vorbehalten.

Zeitzeichen im Daisy-Format für blinde und
sehbehinderte Menschen. Tel. 0561/72 98 71 61
oder per E-Mail: buero@debess.de

Satz
Anika Müller-Näthe, verbum-berlin.de

Druck
Strube Druck & Medien oHG
Stimmerswiesen 3
34587 Felsberg



der Feder theologischer Lehrstuhlinhaber stammt, am ehesten eint, ist das Bemühen, traditionelle Apokalyptik-Vorstellungen durch neue, oft philosophisch inspirierte Konzepte zu ersetzen. Man agiert dann auf liberal-theologischem Terrain, insofern sich dieses wesentlich dadurch charakterisieren lässt, dass apokalyptisch-eschatologische Perspektiven als weltanschaulich veraltet, ja intellektuell unredlich abgetan werden. Besonders herausfordernd und einseitig illustriert das der Beitrag „Keine Endzeitvorstellungen im Neuen Testament“ von Lukas Kundert.

Vor allem in der protestantischen Theologie und Kirche hat ja eine von aller Apokalyptik abgewandte Sichtweise mittlerweile die Vorherrschaft gewonnen – auch wenn namhafte, inzwischen verstorbene Systematiker wie etwa Wolfgang Pannenberg, Reinhard Slenczka oder Jürgen Moltmann apokalyptisches Denken hinsichtlich seiner sinnstiftenden Grundzüge intellektuell durchaus weiter bejaht haben. Im vorliegenden Band sind die Katholiken John Dik und Gregor Taxacher ungefähr die Einzigen, die eine entsprechende Perspektive nach wie vor vertreten. Letzterer hatte bereits 2012 in dem bemerkenswerten Buch *Apokalypse ist jetzt: Vom Schweigen der Theologie im Angesicht der Endzeit* einen wichtigen Beitrag zum Thema geliefert. Hier nun unterstreicht er, die apokalyptische Dimension sei „für christliche Eschatologie unverzichtbar“; eine rein anthropozentrische Eschatologie werde der Botschaft vom Reich Gottes nicht gerecht. Als „Sprache der Hoffnung“ sei Apokalyptik „kein Rezept zur Herstellung des Reiches Gottes in eigener Vollmacht“.

Genau entgegengesetzt zu diesem Befund sind laut Markus Mühlung all jene Auffassungen apokalyptisch zu nennen, die davon ausgehen, „dass die Geschichte einer Regel folgt“, und von daher „aktiv in die Zukunft schreiten und sie gestalten wollen“. Entsprechendes „apokalyptisches Begehren“ sei aber „Sünde“ und nicht realitätsgerecht. Als „Therapie“ schlägt er anstelle einer „Naherwartung, die uns nicht mehr offensteht“ vor, diese in eine „Stets-erwartung“ zu transformieren, welche offen sei für die Koinzidenz von Kontingenz und Güte im Rahmen des göttlich-trinitarischen „Liebesabenteuers“ – und in diesem Sinne für eine Vermeidung von „Entkontingentisierungsversuchen“.

Herausgeberin Simone Ziermann formuliert als fast schon provokant klingende

Leitfrage des Bandes: „Ist die Attraktivität endzeitlicher Motive eine missionarische Chance für die Kirche, die bisher noch zu wenig genutzt wird?“ Den meisten Beiträgen gemäß besagt ihr Resümee in der Schlussüberschrift, christliche Endzeitvorstellungen seien eine „missionarische Ungelegenheit“. Doch überraschend münden ihre Überlegungen in die Bemerkung, die Bedeutung endzeitlicher Vorstellungen für Kirche und Praktische Theologie heute liege darin, „dass sie wichtige Kernbestände des christlichen Glaubens und der christlichen Theologie ins Bewusstsein ruft.“ Es gehe deshalb darum, apokalyptische Phänomene und Stimmungen christlich zu deuten und somit gleichsam „zu taufen“.

Auf diese Formel lassen sich allerdings die wenigsten Aufsätze des Bandes bringen (den übrigens ein Anhang mit drei Predigten beschließt). Es ist da schon viel, wenn etwa Klaus Bieberstein angesichts einer zu konstatierenden „Erschöpfung der utopischen Energien“ dafür plädiert, festzuhalten an dem, „was aussteht: an der Fülle des Lebens als einem Postulat der religiösen Vernunft“.

WERNER THIEDE

Empfehlungen

Für eine familienorientierte Kirche



Johanna Possinger (u. a.):
Familien gefragt.
Verlag
Vandenhoeck
& Ruprecht,
Göttingen 2023,
193 Seiten,
Euro 20,-.

Kirche hat unzweifelhaft vielfältige Bezüge zu Familien: Kindergärten, Kinder- und Jugendarbeit, Konfirmandenunterricht, Frauenarbeit, Kasualien – Angebote werden ausdifferenziert nach Alter, sozialer Lage, biografischer Situation. Die Frage ist: Wo aber geht es nicht nur um Bezüge in Familien hinein, sondern um die Familie selbst?

Unbestritten ist ferner die Bedeutung der Familie als primärer Ort religiöser Prägung. Kinder, die in ein christliches Umfeld hineinwachsen, entwickeln eine Haltung, die eine stabilere Bindung zur Kirche wahrscheinlicher macht. Die Frage ist: Warum werden für solch weichenstellende Bindungsfaktoren nicht konsequenter strategische Impulse verfolgt?

Johanna Possinger und ihr Team von der Evangelischen Hochschule Ludwigsburg haben im Auftrag der Württembergischen Landessynode „Familien gefragt“ und setzen mit dem gleichnamigen Buch nun Impulse für eine familienorientierte Kirche. Sie stoßen damit in eine Lücke, die bisher eher vernachlässigt worden ist. Ein Indiz dafür ist leider auch die sechste Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung, die zwar eine Reihe familialer Bezüge abfragt, in der Familie selbst aber kein Auswertungsfokus ist. Allerdings: Setzt man die württembergische Stichprobe ins Verhältnis zum repräsentativen Ergebnis der KMU VI, das zumindest die kirchentheoretische Bedeutung von Familien untermauert, dann ergibt sich ein belastbares Bild. Zumal dort nicht nur Familien, sondern auch familienaktive Gemeinden gefragt wurden: Auf der Suche nach Mustern, die gute kirchengemeindliche Familienarbeit ausmachen. Allerdings: Dieser methodische Ansatz weichzeichnet womöglich, denn man setzt sich mindestens dem Verdacht aus, dass viele ungefragte Gemeinden Familienarbeit im Familiengottesdienst erschöpft sehen. Dennoch wird so ein zentraler Gelingensfaktor „beziehungsweise“ der Nenner guter Familienarbeit zutage gefördert: Gemeinden und ihre Diakonie gilt es zu ermutigen, gemeinsam mit Familien die Dinge in Gang zu bringen, die für Familien vor Ort dran sind.

Das sind vor allem Entlastungsstrukturen: Hier wirken nicht nur die Erfahrungen der Pandemie, sondern auch politische Entscheidungen (etwa zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf) nach. Es geht um erschöpfte Mütter und Väter, Alleinerzie-

hende, um Regenbogenfamilien, um die alltagsgestresste Noch-Mittelschicht, die obendrein massiv armutsgefährdet ist. Der zeitliche und ökonomische Druck auf Familien ist enorm und ohne unterstützendes Umfeld kaum mehr zu leisten. Eigentlich die Chance für Kirche und Diakonie, ihre Beziehungsnetzwerke zu nutzen und den (zumeist) nachbarschaftlichen Eigeninitiativen von Familien im wahrsten Sinne Raum zu geben. Manchmal müssen dazu Vorbehalte und Ausgrenzungserfahrungen wieder überwunden werden, um Bindungen zu ermöglichen und zu vertiefen. So zeigt sich laut Possinger Familienorientierung vor allem als Handlungsfrage und als „Herausforderung“ aus parochialer Binnenperspektive: heraus aus binnenkirchlichen Räumen (gottesdienstlich wie strukturell), hinein in die sozialen Räume, heraus aus dem Defizitdenken und hinein in eine neue Ressourcen erschließende Kreativität, heraus aus versäultem Zuständigkeitsdenken und hinein in die Vernetzung und Kooperation von familienrelevanten Akteuren vor Ort wie zum Beispiel KiTas, Schulen und Familienbildungszentren.

Die darauf hinauslaufenden Empfehlungen für Kirchengemeinden sind am Ende ebenso wenig überraschend wie die für kirchenleitendes Handeln. Fragt man in den Landesverbänden der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft Familie (eaf) nach, dann wird das von Possinger gezeichnete Bild rundum bestätigt. Allein die Frage bleibt, warum man dasselbe immer und immer wieder erklären muss. Immerhin: Sie haben mit der nun vorgelegten Befragungsauswertung, auch wenn der Familienbegriff weitgehend auf „junge Familien“ verengt wird, eine fundierte Referenz.

Die evangelische Kirche hat sich (viel zu) lange mit der Frage aufgehalten, was Familie ist. Erst die Orientierungslinien der EKD (2022) halten fest: Das bestimmen Familien inzwischen einfach selbst. Ein Netzwerk Familie, das Familienbildung, Familienpolitik und gemeindliche wie diakonische Kontexte bündelt, wird hoffentlich die von Possinger empfohlenen Impulse verstärken. Dem Buch – besser: den Familien – ist zu wünschen, dass sie in gemeindliches und kirchenleitendes Handeln münden und Familien nicht nur gefragt werden, sondern nun Antworten folgen, die der Bedeutung der Familie im Sinne der Studie gerecht werden.

STEFFEN MERLE

Offene Fragen Über Suizid



John Niven:
O Brother.
Verlag Btb,
München 2024,
394 Seiten,
Euro 24,-.

Das man mit schwarzem Humor und Wärme zugleich über Suizid unterhaltsam schreiben kann, hat Nick Hornby mit dem Roman *A Long Way Down* vorgemacht. Die Protagonisten treffen sich in einer Silvesternacht auf dem Dach eines Hochhauses.

Gar nicht fiktiv und daher wohl weit unsentimentaler ist John Nivens Erinnerungsbuch über seinen jüngeren Bruder, der 2010 an den Folgen eines Suizidversuchs starb. Ein Memoir, wie die Briten sagen. Niven beginnt mit Selbstreflexion („Für einen Autor ist eigentlich kaum ein Ereignis so schlimm wie für andere Menschen, denn fast immer lässt sich daraus etwas machen. Egal, wie schlimm es auch ist.“), Garys Tod ist der Kern der Fragen, die dies in der Familie aufwirft: „Quälende Gedanken, die sie nie wieder in Frieden lassen. Suizid ist ein Tschernobyl der Seele.“ Dessen „Halbwertszeit“ nimmt er am Ende wieder auf: „Seine zerstörerische Kraft lässt einfach nicht nach.“ Darin wuchert die Frage von Schuld: Warum er und nicht ich? Beide wuchsen bildungsfern als Kinder derselben Eltern in Schottland auf, die liebevoll für sie da waren. Der Blick auf Garys Leben – und darin auf sich – füllt die Seiten dazwischen: „Wenn wir uns anschicken, den eigenen Lebensweg umzugraben, erleben wir so etwas wie eine polizeiliche Gegenüberstellung früherer Ichs. Eines nach dem anderen schlurften sie in den weiß gekalkten Raum.“

Für die 1966 und 1968 Geborenen war Punk ein Aufbruch, der nahtlos in die euphorische Pillen-Party-Rave-Szene der 1980er-Jahre mündete. Bloß kam John darüber mit Kunst in Kontakt, studierte

Literatur und wurde nach einer Zeit als A&R-Manager in der Musikindustrie Schriftsteller. Der schon als Kleinkind krass waghalsige Gary hielt das für „Hippie-Quatsch“ und Ausbildung für unnötig. Er setzte auf rabaukige Coolness und Status im Dealerumfeld der Kleinstadt. Über die Jahre stieß er selbst Wohlmeinendste vor den Kopf. Analytisches, doch hilfloses Stöbern in Familiendynamik und Individualpsychologie sowie die Frage nach Charakter stehen neben vielen Erinnerungen an Situationen, in denen er Hilfe nötig gehabt hätte – wenn John oder die Schwester die Verzweiflung des später zwischen Schulden, Krankheit, Arroganz und Job- sowie Beziehungslosigkeit in die Katastrophe Schlitternden bloß begriffen hätten. Das haben sie nicht, was sie sich vorwerfen. Doch selbst wenn, auch das müssen sie sich eingestehen, hätten sie wohl kaum etwas ändern können.

Die besondere Stärke des großartig erzählten Buches liegt darin, dass es benennt, was sogar zu denken als unsäglich gilt: „Wenn der labile, immerzu Ärger verursachende Bruder, der voller Stolz mit der Gabel in der Hand durch eine Welt voller Suppe stampft, sich das Leben nimmt, dann bleibt eine Erkenntnis so unaussprechlich, dass die verbliebenen Geschwister sie höchstens zu flüstern wagen: Ich bin froh, dass er tot ist.“ Das ist erschreckend, nachvollziehbar aber auch und für ihn verbunden mit der Erkenntnis, dass man jemanden nur gehen lassen könne, wenn man ihn als Ganzes sehe. Das ist nicht unmittelbar tröstlich, stärkend jedoch schon, weil es die Ohnmacht zulässt. Wie Hornby schreibt Niven mit popliterarischer Leichtigkeit. Dem Ernst tut das gut, kann er doch so in dem grandios komponierten Memoir mit vielen Zeitsprüngen schonungslos mit sich selbst ins Schmerzvolle gehen, ohne in Larmoyanz oder Rechtfertigung zu stürzen. Niven schreibt als bekennend Nichtgläubiger – seine Religionssatire „Gott bewahre“ lehnte sein US-Verlag ab, und alle Mohammed-Gags musste er in der dann erschienenen Fassung streichen, damit keine Hamas- oder sonstigen Fatwa-Mörder die Verlagsmitarbeiter oder ihn massakrieren. *O Brother* ist insofern Seelsorge ohne transzendenten Resonanzraum, doch alles andere als hohl. Ein Memoir ohne Netz und doppelten Boden, das sich quälend offenen Fragen in einer Weise stellt, die ermutigt. Und unterhaltsam ist es auch.

UDO FEIST

Beetlejuice Beetlejuice

Auf den Eröffnungsfilm des Festivals in Venedig haben viele Menschen viele Jahre lang gewartet. Denn der erste „Beetlejuice“ erschien 1988, und drei wichtige Menschen, die schon damals mitwirkten, sind wieder dabei: Winona Ryder, Michael Keaton und Regisseur Tim Burton. Wie damals spielt die Fantasy-Komödie in einem alten Haus, in dem der Geist Beetlejuice festgesetzt ist. Vor mehr als dreißig Jahren hat er eine Familie terrorisiert, und als diese in das Haus jetzt zurückkehrt, befreit das jüngste Mitglied aus Trotz den Geist und ein neuer Spuk beginnt. Der Film ist natürlich ein großer Blödsinn, aber er macht auch Spaß und löst nostalgische Erinnerungen an die 1980er-Jahre aus.



144 Minuten, ab dem 5. September
Regie: Tim Burton

The Substance

Eine ehemals erfolgreiche Schauspielerinnen ist am Ende ihrer Karriere, aufgrund ihres Alters. Da stößt sie auf eine Firma, die ihr eine Substanz anbietet, mit der eine jüngere und vollkommene Version ihrer selbst geschaffen werden kann. Die Bedingung ist, dass sie sich ihre Lebenszeit mit der anderen Version teilen muss, jede ist jeweils eine Woche lang in der Welt. Die Geschichte erinnert an Faust und Jekyll and Hyde und wurde beim Festival in Cannes ausgezeichnet. Besonders interessant ist der Film durch die Hauptdarstellerin Demi Moore, die in den 1980er- und 1990er-Jahren selbst ein Sex-Symbol war und hier zeigt, dass sie eine echte Schauspielerin ist.



140 Minuten, ab dem 19. September
Regie: Coralie Fargeat

Megalopolis

Es wird der letzte Film von Francis Ford Coppola sein, dem Regisseur von „Der Pate“ und „Apocalypse Now“, und allein deswegen sollte man ihn sich nicht entgehen lassen. Coppola hat über 40 Jahre an dem Projekt gearbeitet und für die Finanzierung einen Teil seines Weinbergs verkauft. Der Film ist unter anderem von „Metropolis“, römischer Geschichte und Richard Wagner inspiriert. In einem imaginären Amerika der Zukunft wird die Stadt New Rome zerstört und der Wiederaufbau wird zu einem Machtkampf zwischen einem idealistischen Architekten und dem konservativen Bürgermeister, dessen Tochter der Architekt liebt. Der Film ist vielleicht furchtbar, aber auf jeden Fall interessant.



138 Minuten, ab dem 26. September
Regie: Francis Ford Coppola

Von Bielefeld nach Detmold



Foto: EKVW

Martin Bock, seit 2016 juristischer Dezernent im Landeskirchenamt der westfälischen Landeskirche in Bielefeld, wird am 1. Dezember Juristischer Kirchenrat im Landeskirchenamt der Lippischen Landeskirche in Detmold. Der 48-Jährige folgt Arno Schilberg (63) nach, der Ende 2024 in den Ruhestand tritt. Bock studierte Jura und Russistik in Berlin und Rom und absolvierte das Referendariat in Berlin. Die Lippische Landeskirche hat rund 135 000 Mitglieder.

Kameruner Pfarrerin berufen

Die Kameruner Pfarrerin Félicité Ngnintedem Epse Dongmo Ouanda ist in die fünfköpfige international besetzte Leitung der Vereinten Evangelischen Mission (VEM) in Wuppertal berufen worden. Als Leiterin der Abteilung „Global Programs I“ ist sie für Programme und Projekte in den Bereichen Entwicklung und Evangelisation, das Stipendienprogramm und das Netzwerk „Diversity and Inclusion“ zuständig. Die 45-Jährige war zuvor wissenschaftliche Mitar-

beiterin am Institut für Diakoniewissenschaft und Diakonienmanagement in Bielefeld. Träger der VEM, die Büros in Wuppertal, Indonesien und Tansania unterhält, sind 32 evangelische Kirchen Afrikas und Asiens und in Deutschland die Evangelisch-Reformierte Kirche, die Landeskirchen Hessen-Nassau, Kurhessen-Waldeck, Lippe, Rheinland und die v. Bodelschwingschen Stiftungen in Bielefeld-Bethel.

USA: Walz ist Lutheraner

Der Vizepräsidentschaftskandidat der US-Demokraten Tim Walz (60) ist Mitglied der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Amerika (ELCA). Sie gehört zu den aufgeschlossenen Main-Line-Kirchen der USA. Walz' republikanischer Gegenkandidat James David Vance ist ein konservativer römischer Katholik.

Bayern: Neue Pressesprecherin



Foto: antenne

Die Radiojournalistin Christine Büttner ist neue Pressesprecherin der bayerischen Landeskirche. Die 55-Jährige ist Nachfolgerin von Pfarrer Johan-

nes Minkus, der in den Ruhestand trat. Büttner studierte in München und Tübingen Evangelische Theologie mit dem Abschluss Magister. In den vergangenen 25 Jahren verantwortete sie als Redakteurin des Evangelischen Presseverbandes für Bayern Beiträge auf Antenne Bayern.

Internationales Amt für deutsche Theologin

Angela Standhartinger, die an der evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Marburg Neues Testament lehrt, ist neue Vorsitzende der internationalen Fachgesellschaft Studiorum Novi Testamenti Societas (SNTS). Die 60-Jährige ist Nachfolgerin ihres römisch-katholischen Kollegen Joseph Verheyden (67), der an der belgischen Universität Löwen lehrt. Der SNTS gehören mehr als 900 Frauen und Männer an, die Neues Testament und Judaistik lehren und sich mit der Erforschung des entstehenden Christentums beschäftigen.

Zusätzliches Amt übernommen

Stefan Hermann (59), der seit 13 Jahren Direktor des Pädagogisch-Theologischen Zentrums der württembergischen Landeskirche ist, hat neben seinem Amt die Leitung des Referats Religionsunterricht, Schule und Bildung im württembergischen Oberkirchenrat (Landeskirchenamt) übernommen. Der 59-Jährige ist Sprecher des geschäftsführenden Ausschusses der religionspädagogischen Institute in der EKD.

ANGEZEIGT

Kasual-Agentur

St.moment nennt sich eine Kasual-Agentur der evangelischen Kirche in Hamburg. Sie versteht sich als Anlaufpunkt für Leute, die eine Taufe, Trauung oder Bestattung planen, aber keinen Bezug zur Ortsgemeinde haben. Angeboten werden Trauungen in der Kirche, am Strand oder in einer Bar, Taufen im Garten oder in der Elbe und Trauerfeiern im Wald oder im Lieblingscafé. Das Sozialwissenschaftliche Institut (SI) der EKD hat die Arbeit von *st.moment* evaluiert. Und das Ergebnis, das 35 Seiten umfasst, könnte auch Kirchenleute außerhalb Hamburgs interessieren. Zum Runterladen: www.siekd.de/portfolio

Oldenburg: neuer Oberkirchenrat

Lars Dede, Kreispfarrer in Bad Zwischenahn, wird neuer Dezernent für Bildung und Diakonie im Oberkirchenrat (Landeskirchenamt) der oldenburgischen Landeskirche. Der 59-Jährige folgt Oberkirchenrat Detlef Mucks-Bücker nach, der Ende Oktober in den Ruhestand tritt. Die lutherische Landeskirche ist nicht Mitglied der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands. Sie hat 360 000 Mitglieder.

Kirchliche Kritik an Aufrüstung

Der Friedensbeauftragte des Rates der EKD und miteldeutsche Landesbischof Friedrich Kramer hat einen weltweiten „Ausstieg aus der atomaren Abschreckung und die Ächtung dieser Massenvernichtungswaffen“ gefordert. Und die katholische Friedensbewegung „Pax Christi“ äußerte Besorgnis über die geplante Stationierung weitreichender US-Waffen in Deutschland. Was mit dem Ziel der „Abschreckung“ Russlands begründet werde, öffne die Tür für ein noch größeres Wett-rüsten, erklärte Pax Christi in Berlin. Die Organisation forderte, die aufgekündigten Abrüstungsverträge, vor allem den INF-Vertrag zur Abrüstung und Vernichtung von nuklearen Mittel- und Kurzstrecken-Raketen, neu zu verhandeln.

Vorschläge für Predigtpreis

Deutschsprachige Predigten, die zwischen dem 1. Juni 2023 und dem 1. Juli 2024 gehalten wurden, können bis zum 30. September für den Ökumenischen Predigtpreis eingereicht werden. Außerdem wird in diesem Jahr zum ersten Mal auch ein Preis für den besten theologischen Podcast vergeben. Damit will die Jury, die der evangelische Theologieprofessor Eberhard Hauschildt (Bonn) leitet, die Bedeutung und den Einfluss von Podcasts bei der theologischen Bildung und für religiöse Diskurse und Glaubensbildung hervorheben.
www.predigtpreis.de



Im Berner Bundeshaus tagt der Schweizer Nationalrat

Schweizer Parlament: Starke Präsenz von Kirchenmitgliedern

Im Schweizer Parlament sind Kirchenmitglieder überrepräsentiert und Konfessionslose unterrepräsentiert. Das hat der Zürcher *Tagesanzeiger* gemeldet. Demzufolge gehören in der zweiten Kammer, dem „Nationalrat“, 75 Prozent der 246 Mitglieder einer Kirche an, während 24 Prozent konfessionslos sind. In der Bevölkerung beträgt das Verhältnis 58 zu 34 Prozent. 36,5 Prozent der Abgeordneten sind römisch-katholisch (Bevölkerung: 32,1 Prozent). 34,4 gehören einer evangelischen Landeskirche (Bevölkerung: 20,5 Prozent) und 3 Prozent einer Freikirche an. Im „Ständerat“, der dem US-Senat entspricht, sind 55,8 Prozent der Mitglieder römisch-katholisch, 20,9 Prozent gehören einer evangelischen Landeskirche und 9,3 Prozent einer Freikirche oder anderen Religionsgemeinschaft an. 14 Prozent sind konfessionslos. Während 5,6 Prozent der Bevölkerung Muslime sind, stellen sie nur einen National- und einen Ständerat. Jede Kammer hat auch einen jüdischen Abgeordneten, während der Anteil der Juden an der Bevölkerung 0,2 Prozent beträgt.

Weltkirchenrat kritisiert Israel

Der Vorsitzende des Zentralkomitees des Weltkirchenrats, Heinrich Bedford-Strohm, hat die israelischen Luftangriffe auf den Gaza-Streifen scharf verurteilt. „Die massiven Bombardements in Gaza sind aus meiner Sicht durch nichts mehr zu rechtfertigen, auch nicht durch das Recht auf Selbstverteidigung“, sagte der frühere Ratsvorsitzende der EKD dem *Evangelischen Pressedienst* (epd). Der terroristische Überfall der Hamas am 7. Oktober sei grausam und in jeder Hinsicht inakzeptabel gewesen, „aber Israels militärische Gegenreaktion hat jede Verhältnismäßigkeit hinter sich gelassen“.

Glaubensbekenntnis ohne Zusatz

Eine gemeinsame Kommission des Lutherischen Weltbundes und von orthodoxen Kirchen schlägt vor, beim Glaubensbekenntnis von Nizäa-Konstantinopel die Übersetzung des griechischen Originals ohne den Zusatz „filioque“ zu verwenden. Die Formel, dass der Heilige Geist von Gott dem Vater „und dem Sohn“ (lateinisch: filioque) ausgeht, wurde in der Westkirche des fünften Jahrhunderts hinzugefügt, aber von der Ostkirche nicht anerkannt.

Das Menschliche im Blick

Mannheimer Kunsthalle präsentiert die britische Künstlerin Sarah Lucas

THOMAS GROSS

Eine Frau sitzt lässig da, dem Betrachter zugewandt, ganz selbstverständlich. Doch etwas stimmt nicht: Auf ihrem T-Shirt liegen in Brusthöhe zwei Spiegeleier, die eine nackte Oberweite vortäuschen. Unweigerlich richtet sich der (männliche) Blick auf die Spiegeleier. Und man begreift, dass es hier um die Natur oder auch nur soziale Konvention des Begehrens geht – und um deren witzige Ironisierung. Alles das, denkt man dann, verrät der Blick der Frau, die einen direkt ansieht. Es ist ein Schauen, das den konventionellen Blick entlarvt. Und das tut ja auch diese ganze inszenierte Fotografie der britischen Künstlerin Sarah Lucas mit dem Titel „Selbstporträt mit Spiegeleiern“. Die retrospektive Ausstellung, welche die Mannheimer Kunsthalle der renommierten Künstlerin bis zum 20. Oktober widmet, trägt den Titel *Sense of Human*. Es geht eben um den Sinn für Menschliches, den Lucas' Kunst charakterisiert. Und „human“ klingt und liest sich fast wie „humour“, Humor, den die Arbeiten ebenfalls bezeugen.

Männliche Lust und weibliche Rollenbilder – das sind die Leitthemen der Künstlerin. Sie umspielt Lucas immer wieder, die in den 1980er-Jahren im Kreis der „Young British Artists“, zu dem auch Damien Hirst zählte, bekannt wurde. Und Lucas ironisiert sie stets aufs Neue. Das unternimmt die 1962 geborene Künstlerin in verschiedenen Stilen und Techniken – in Fotografien wie in skulpturalen Arbeiten und Installationen.

Rauer Charme

Ein rauer Charme zeichnet diese Kunst aus. Zumal die frühen Fotografien geprägt sind vom Arbeitermilieu, dem Lucas entstammt. Ein schwarz-weißes Bild zeigt sie auf schäbigem Mobiliar sitzend vor einem Second-Hand-Laden. Schon hier fasst sie die Betrachter genau ins Auge. Überhaupt die Möbel: Ein Schreibtisch, Schrank oder eine Tiefkühltruhe verteilen sich im Raum, als Bestandteil von Installationen oder für sich stehend. Menschen und Möbel,

das fügt sich zusammen; auch das zählt zum „Sense of Human“. Eine Badewanne ist vertreten, die Erinnerungen weckt an Duchamp oder Beuys. Eine abgewetzte Matratze, die neben dem Porträt mit Spiegeleiern zu Lucas' bekannteren Arbeiten zählt, ist ebenfalls dabei: „Au Naturel“ aus dem Jahr 1994. Als Besonderheit und komische Darstellung von Geschlechtsmerkmalen ragen auf einer Seite zwei Melonen hervor, auf der anderen eine Salatgurke mit zwei kleinen Mandarinen. Kunsthistorische Referenzen findet man noch häufiger: Ein riesiges Sandwich erinnert an die „Soft Sculptures“ von Claes Oldenburg. Oder man denkt an Jeff Koons, dessen knallige Ballonfiguren den gefüllten Strumpfhosen von Lucas ähneln. Aus solchen prallen Strümpfen formt sie zum Beispiel eine drollige Kaskade weiblicher Brüste.

Ein echter Blickfang ist die Installation „666“: ein schicker knallgelber Triumph-Sportwagen, auf dem sich kuriose Wesen räkeln, weiblich offenbar, mit langen Beinen und vier Brüsten. Natürlich wird auch hier ein Geschlechterklischee aufs Korn genommen, zusammen mit der Werbe-Ikonographie der 1960er- und 1970er-Jahre. Zugleich bedrängt einen die Frage, wie sich die Bilder fortentwickelt haben – und wie man sich persönlich zu ihnen verhält. Mehr als nur interessant sind auch die weiteren Fotoarbeiten: Immer ist Sarah Lucas selbst zu sehen. Auf einer Aufnahme wirkt sie groß wie eine Riesin und hat einen Fuß drohend erhoben – ob sie die ihr in starker Untersicht begegnenden Betrachter wie Insekten zertreten könnte? Die Arbeit, welche die anregende Schau beschließt, zeigt Lucas wieder sitzend; zwischen ihren in legeren Sportschuhen steckenden Füßen thront ein Totenschädel. Menschlich, allzu menschlich ist schließlich auch die Vergänglichkeit – doch man sollte die Zeit, die bleibt, sinnvoll nutzen. Und dazu beitragen kann eben auch der Umgang mit Kunst. ◀



Foto: Katie Morrison/Courtesy Sadie Coles HQ, London

Sarah Lucas: Six Cent Soixante Six, 2023.

www.kuma.art/de

• „Vornweg gingen zwei katholische Geistliche, vermutlich die beiden, die ihn seit Jahren hatten taufen wollen, einer, das wusste sie, war konvertierter Jude. Direkt dahinter schleppte sich Frau Zweig trauerschwer, als wäre sie die Witwe ... Mit Soma hatte A. im Deux Magots Witze gerissen über Josephs Besuche in der katholischen Sonntagsmesse. Wann er zurückkommt? Wenn der Messwein ausgetrunken ist. Friderike Zweig war übergetreten und wie Konvertierte oft katholischer als die echten Katholiken. ... Als Protestantin kannte A. die katholischen Riten nicht.“ Diese Gedanken schreibt Lea Singer in *Die Heilige des Trinkers* der Partnerin von Joseph Roth Andrea Manga Bell zu.

• „Kurz gefasst, ist es mit dem Tod in den verschiedenen Religionen so: Für den Hindu ist er nur ... ein Übergang in eine neue Existenz. Die Juden beerdigen schnell, sofort, keine großen Reden und tot ist tot. ... Für die Muslime ist das Leben ohnehin nur der Vorhof zum ewigen Paradies, und die Christen glauben, dass der Körper stirbt, aber die Seele weiterlebt. ... Für mich gibt erst der Tod unserm Leben Struktur und Sinn. Anfang und Ende sind klar definiert, dazwischen entfaltet sich, entfalten wir unser Leben. Und Gott? Wohnt rechts vom Pflaumenbaum, habe ich mal irgendwo gelesen. Ist möglich.“ So schreibt Elke Heidenreich in ihrem neuen Buch *Altern*.

AKTUELLE VERANSTALTUNGEN

Heftiger Streit und mitunter Kirchenspaltungen

Über ethische Fragen ist in evangelischen Kirchen seit der Reformationszeit heftig gestritten worden. Im 19. Jahrhundert bewirkte die unterschiedliche Haltung zur Sklaverei in den USA die Spaltung evangelischer Kirchen. Und vor einigen Jahren führte die Ordination von Schwulen und Lesben in der Evangelisch-Methodistischen Kirche zur Abspaltung von Gemeinden. Diese Tagung greift ethische Fragen auf, über die im deutschen Protestantismus zur Zeit gestritten wird: ob Schwangere „frei über sich entscheiden“ dürfen, sich „die Schöpfung bewahren“ lässt und man Krieg und Gewalt „rechtfertigen“ kann. Der Wiener Systematiker Ulrich Körtner stellt „Begriff und Programm“ einer ethischen Theologie auf den „Prüfstand“. Und sein liberaler Münchener Kollege Reiner Anselm geht der Frage nach, wie es heute gelingen kann, „ethisch-theologisch zu sprechen“. Anmeldeschluss: 4. November.

Ethische Theologie heute

18. bis 19. November, Evangelische Akademie Tutzing, Telefon: 08158/251128, E-Mail: spehr@ev-akademie-tutzing.de, www.ev-akademie-tutzing.de

Verfemt, verurteilt, verheimlicht – und verheiratet

Diese Tagung beleuchtet die Haltung der Kirchen zu queeren Menschen. Dass sie in einer römisch-katholischen Akademie stattfinden kann, zeigt, dass sich in der Papstkirche etwas ändert. Beleuchtet wird die Haltung der römisch-katholischen Kirche Deutschlands zum Paragraphen 175 von dessen teilweiser Aufhebung 1969 bis zur endgültigen Streichung 1994. Gezeigt wird auch, wie sich die beiden Großkirchen vor der Einführung der Ehe für alle verhielten. Geschildert wird die Situation in der alt-katholischen Kirche, deren Schweizer Schwesterkirche einen offen schwulen Bischof gewählt hat (siehe zz 8/2024). Und die württembergische Pfarrerin Sibylle Biermann-Rau liest aus ihrem Buch, das die heimlich geführte Beziehung zu der Frau schildert, die sie schließlich geheiratet hat.

Anmeldeschluss: 6. November.

Queere Menschen und die Kirchen. Fluchtlinien, Möglichkeitsräume, Perspektiven

21. bis 23. November, Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Telefon: 0711/164 07 52, E-Mail: storck@akademie-rs.de, www.akademie-rs.de

Von Frauen und Fotos

KATHRIN JÜTTE

Die Ferien sind zu Ende, das Smartphone steckt voller Bilder, Familie und Freunde warten auf Papierabzüge. Von der Postkarte bis zum Superposter gibt es solches heute im Drogeriemarkt. An diesem Ort sollten die Herren der Schöpfung besser einen Gang heruntererschalten. Denn hier ist der Kunde Königin, schon draußen stehen Initialen warnend für „Das Meine“. Das Terrain erscheint auf den ersten Blick weiblich gesichert, kein Wunder. Hier wird sich rezeptfrei um das Wohlbefinden gekümmert.

Nicht nur auf Basis B-Komplex bis Zinkerde, Körnermix und Powerbar. Sogar ein Büchershop verwöhnt mir Leib und Seele, 101 Essays führen auf Spaziergängen zum Ich, die Ein-Prozent-Methode verspricht maximale Wirkung.

Nach oben in die Fotowelt führt eine längere Treppe, der Aufzug bleibt verschwunden. Schon von unten kann ich erkennen: Eine der beiden Fotostationen ist von einer Gruppe Schülerinnen besetzt. Mit dem Bildschirm via Kabel verbunden werden unendliche Reihen von Ferienfotos gezoomt und die Visualisierung diskutiert. Auch das zweite Terminal erscheint schon länger im Druck. Jedenfalls erwartet die smarte Kundin ihre Farbprints und überbrückt die Zeit mit einem hingebungsvollen Make-up. Was soll ich jetzt tun? Mich noch einmal in die Traumwelten meiner Drogerie verlieren?

Da geschieht das Unerwartete: Die Schülerinnen sind im Aufbruch. Sie haben wohl nur einen ersten Check gemacht und sind dabei, ihren Platz zu räumen. Geistesgegenwärtig raffte ich mein Smartphone und nehme die ersten Stufen. Auf halber Treppe setze ich zum Überholen an und muss plötzlich innehalten: Ist das nicht eine männliche Person, die sich dort am Handlauf gemessenen Schrittes nach oben bewegt? Dem ist so. Von geheimnisvollen Kräften gesteuert verlangsame ich meinen Gang, soll er seinen Platz in meiner Fotowelt bekommen. Die gute Tat für heute ist jedenfalls getan. ◀

In der nächsten Ausgabe



Foto: picture alliance/AP Photo

Black Theology

Die politische Bedeutung des Evangeliums gerade auch für unterdrückte PoCs in den USA hat Martin Luther King in seinen Predigten immer wieder demonstriert. Doch als Begründer der „Black Theology“ gilt der Theologe James H. Cone, der 1969 das Buch *Black Theology and Black Power* veröffentlichte. Im Zuge der „Black Lives Matter“-Bewegung hat diese Variante der Befreiungstheologie nochmal an Bedeutung gewonnen. Doch an den deutschen theologischen Fakultäten spielt sie noch immer keine große Rolle. Gerade junge Theologiestudierende wollen dies ändern. Wir widmen unseren Oktober-Schwerpunkt daher diesem Thema. Max Tretter von der Universität Erlangen stellt die Grundthesen der Black Theology vor, Nathalie Eleyth von der Universität Bochum erklärt, warum sie an hiesigen Universitäten eine bedeutendere Rolle spielen sollte, Claus-Dieter Osthövener beschreibt seinen Blick als „alter weißer Mann“ und langjähriger Professor für Systematische Theologie auf die Black Theology. Sarah Ntondele aus Hamburg erläutert den Einfluss der „Harlem Renaissance“-Bewegung auf Dietrich Bonhoeffer. Im Interview sprechen wir mit Pastor Quinton Ceasar über seine Prägung durch die südafrikanische Black Theology und deren Einfluss auf seine viel diskutierte Kirchentagspredigt vor gut einem Jahr in Nürnberg.

Neues von Rooney

Die Schriftstellerin Sally Rooney gilt als ausdrucksstarke Stimme ihrer Generation. Im Herbst erscheint ihr neuer Roman *Intermezzo*. Wie es die 1991 geborene Irin mit der Religion hält, darüber berichtet der evangelische Theologe Karl Tetzlaff, Geschäftsführer der Stiftung Leucorea in Wittenberg.

Anatomie einer Studie

Mit der so genannten ForuM-Studie wurde im Januar eine Untersuchung über Strukturen und systemische Bedingungen im Raum der EKD, die sexualisierte Gewalt und Machtmissbrauch begünstigen, vorgelegt. Der Soziologe Detlef Pollack beleuchtet in seinem Beitrag unter anderem besondere statistische Aspekte der Studie.

Sommer mit Bach

In vielen Musikfestivals dieses Sommers spielte das Werk Johann Sebastian Bachs eine besondere Rolle und wurde verschiedenartig aufbereitet und fortgeschrieben. *Zeitzeichen*-Chefredakteur Reinhard Mawick war bei einigen Gelegenheiten dabei und schildert in seinem Beitrag, wie kreativ und weiterführend das Werk des großen Thomaskantors auch heute noch zur Auseinandersetzung anregen kann – sei es in Leipzig, Nürnberg, Köthen oder im Appenzeller Land.

Bibelgeschichten für den Unterricht.

»Das Megabuch« steht für einen kreativen, vielfältigen und motivierenden Zugang zur Bibel. So erleben junge Lesende das Alte und Neue Testament als Brettspiel, Kochbuch, Handychat, Quartett, Daumenkino oder Detektiv-Spiel. Einfach megal!

Gratis
Stundenentwürfe
für den Religionsunterricht



DAS MEGABUCH
Bibel Geschichten
Das Alte Testament
160 Seiten, Festeinband
Ab 8 Jahren
ISBN 978-3-438-04664-2
€ **22,95** €(A) 23,60
Erscheint am 21. 10. 2024



Gleich den
Mega-Trailer
ansehen!

DAS MEGABUCH
Bibel Geschichten
Das Neue Testament
144 Seiten, Festeinband
Ab 8 Jahren
ISBN 978-3-438-04663-5
€(D) **22,95** €(A) 23,60
Mengenpreise verfügbar

180 Bibeltexte für Kinder ab 8 Jahren



DIE BIBEL – ÜBERSETZUNG FÜR KINDER
Einsteigerbibel
mit 180 ausgewählten Texten
464 Seiten, Festeinband
mit Klebepunkten zur
Einbandgestaltung
ISBN 978-3-438-04086-2
€(D) **22,99** €(A) 23,70
Mengenpreise verfügbar

Gefühlen im biblischen Kontext auf der Spur

NEU

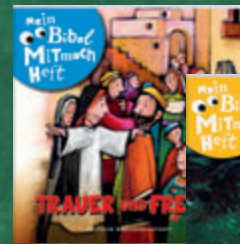


MEIN BIBEL-MITMACH-HEFT
jeweils 32 Seiten, geheftet
je €(D) **6,95** €(A) 7,20
Mengenpreise verfügbar

NEU



Streit und Versöhnung
ISBN 978-3-438-04788-5
Erscheint am 30.09.2024



Trauer und Freude
ISBN 978-3-438-04785-4

Angst und Mut
ISBN 978-3-438-04786-1

Angst und Mut
ISBN 978-3-438-04786-1



**DEUTSCHE
BIBEL
GESELLSCHAFT**